

C L A U S B A S T I A N

Überlebenskünstler,

Lebenskünstler,

Schaffender Künstler

Vorwort

Im Jahre 1909 wurden in dem noch nicht 40 Jahre alten deutschen Kaiserreich etwa 1.040.000 männliche Kinder geboren. Wie viele von ihnen heute noch am Leben sind ist nicht genauer festzustellen, denn Vieles hat sich inzwischen ereignet: Kriege, Veränderung von Grenzen, ununterbrochene Bewegungen zahlreicher Menschen, Ein- und Auswanderungen. Zahllose sind inzwischen einfach verschollen oder leben in Regionen die heute nicht mehr zum einen oder anderen Teil Deutschlands gehören, sind also statistisch nicht mehr zu erfassen. Allzuvielen Überlebenden können es jedoch nicht sein, wenn man die aktuarischen Zahlen der Lebens- und der Rentenversicherungen als Berechnungsgrundlage benutzt. Die Kindersterblichkeit war zu jener Zeit prozentual noch bedeutend höher als heutzutage, die Kinder des Jahrgangs 1909 waren im Wachstumsalter als die weltkriegsbedingte Unterernährung und die nach 1918 wütende Influenza-epidemie zusammenwirkten um sie zu dezimieren. Sie waren im besten Mannesalter als der zweite Weltkrieg ausbrach und wer nicht als Soldat oder Zivilist Kriegshandlungen zum Opfer fiel, lief immer noch - schon ab 1933 - Gefahr für Taten, Worte, ja Gedanken die den Nazis unliebsam waren, sein Leben zu verlieren.

Der nun folgende Bericht soll beileibe keine Heldengeschichte erzählen. Claus Bastian würde sich auch gegen eine Heroisierung energisch verwahren. Hier soll auch keine akribisch wahrheitsgetreue Sammlung von Erinnerungen niedergeschrieben werden. Der Erzähler ist kein Historiker der jede Einzelheit aus allen vorhandenen und noch zu findenden Quellen überprüft. Gründlich recherchierte Geschichtsbücher wurden schon genug geschrieben und werden immer noch verfasst. Die fast 80 Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts, die Claus Bastian erlebt, - überlebt - hat sollen hier durch seine Augen aus seiner sehr subjektiven Sicht gesehen und geschildert werden. Es sagt mehr über den Menschen aus, dessen buntes Leben hier in Episoden und Anekdoten nachvollzogen werden soll, - wie er es sah, verspürte, erlitt und genoß, - als historisch genau das Schema der Zeit nachzukonstruieren, den Rahmen dieses Lebens mit allen Koordinaten präzise auf dem Reißbrett nachzuzeichnen. Der Mann, der auch heute noch hellwachen, blauen Auges Lob und Schimpf austeilt, der humanistisch, unbeirrt sein ausgeprägtes Gefühl für Recht und Unrecht durch alle Wirren und Unbilden seines Lebens bewahrt hat, er hat wohl etwas von Don Quijote aber auch von Sancho Pansa, vom guten Soldaten Schwejk und dem Simplizius Simplizissimus.

1. Kapitel

Das Uttinger Blasorchester marschiert die Dorfstraße zum Siegesdenkmal hinauf. Marschmusik, - es ist noch Kaiserzeit. Es folgen ihm die Veteranen von 1870/71. Sie tragen bayrische Tracht, grüne Hüte mit Gamsbart oder Adlerflaum. Man schreibt 1913. Hinter ihnen her laufen, hüpfen oder marschieren im Takt der Pauken und Trompetenklänge, die Buben, denen man die Mühe ansieht mit den langen Beinen der alten Krieger im Gleichschritt zu bleiben. Sie tragen ausnahmslos die kurzen Lederhosen mit den grün umrandeten Hosenträgern und dem Hirschhornmedallion auf dem Querstück über der Brust. Sie werden sie tragen bis sie hoffnungslos zu klein geworden sind, um dann an den jüngeren Bruder oder Vetter weitergereicht zu werden. Eine gute Lederhose reicht für drei, vier Generationen, m u s s so lange aushalten, speckig glänzend und befleckt -innen und außen. Der Krieg von damals, ausgelöst durch Bismarcks berühmt-berüchtigte Emser Depesche, hatte zur Gründung des neuen deutschen Kaiserreichs geführt und zum endgültigen Untergang des französischen unter Napoleon dem III - der als Junge im St. Anna Gymnasium drüben in Augsburg, im Altbau, erstes Klassenzimmer links, auf der Schulbank gesessen hatte. Noch in den zwanziger Jahren zeigte man die Schulbank vor, auf der er sein "N" eingeschnitzt hatte. Oberflächlich hatte dieser Feldzug die Gegensätze zwischen Preussen und Bayern zugepflastert, die im Krieg von 1866 mit Gewalt zum Ausbruch gekommen waren. Doch in ganz Bayern sprach man immer noch von den "Sau-oder Scheißpreissen" und ein norddeutscher Akzent konnte noch in jedem bayrischen Wirtshaus zu bitterem Streit und zu Schlägereien führen.

Vor dem Denkmal, romantisch gestaltet von einem am Ammersee wohnhaften Bildhauer, der in der neoklassischen Schule von München gelernt hat, macht die Prozession halt. Die Musik verstummt und der Bürgermeister macht Kehrtum, hebt den Arm ruheheischend: "Hut ab zum Gebet" ruft jemand mit Kasernenhofstimme. Der Pfarrer spricht Worte des Gedenkens, erinnert an die Opfer die der Krieg gefordert hat, an die Helden die zum Ruhm des Vaterlands gefallen sind, um der Größe Deutschlands Ehre und Ansehen zu verschaffen, den Erbfeind zu demütigen, Elsaß und Lothringen ins Reich zurückzuführen. Unter Leitung des Schulmeisters stimmt der Männerchor das Lied von der Wacht am Rhein an und schließt mit dem Deutschlandlied. Wonach man sich ins Dorfwirtshaus oben am Hügel vertagt und dort werden bei der schäumenden Maß Löwenbräu Kriegserinnerungen aufgefrischt unter den Alten die in Frankreich dabei gewesen.

Zehn Jahre später waren nur noch wenige Veteranen des alten Krieges übrig geblieben, dafür waren da viele, die den Kaiserkrieg von 14/18 mitgemacht hatten. Sonst schien alles zu sein wie damals. Bis auf den Jubel über einen Sieg den es diesmal nicht zu feiern gab. Die Niederlage war noch eine schwärende Wunde im Bewusstsein aller Deutschen und besonders der Bayern. Das Verschwinden des Königreichs war ihnen wohl am schmerzlichsten. Der Prinzregent Luitpold war eine volkstümliche Vaterfigur gewesen.

Aber man zog wieder zum Kriegerdenkmal mit Musik und Fahnen, der Pfarrer

an die Familien denen der Krieg den Vater und Ehemann geraubt und auch so viele Kinder durch die darauf folgende Epidemie entrissen hatte.

Diesmal folgt auf den Pfarrer der alte Major, der in der Etappe - das sieht man ihm noch an - diese Entbehrungen ziemlich mühelos überstanden hat: seine Nase ist noch burgunderrot und sein Bauch ist nicht vom Essen aus der Gulaschkanone oder im hungrigen Nachkriegsdeutschland gewachsen. Im Hauptquartier in Frankreich gab es zu Essen und zu Trinken und die feindlichen Kanonen hatten nur in der Ferne gedonnert. Hinter seinem Verdienstkreuz verschanzt, mit der Autorität seiner Uniform mit den roten Gallonen erhebt er die Stimme, die je länger er spricht emotionsgeladener wird, von den toten Helden die unbesiegt in Walhalla eingezogen, bis zum letzten Atemzug dem perfiden Feind furchtlos die Stirn geboten und des Sieges nur durch den Verrat gewissenloser Heckenschützen in der Heimat, durch die rote Revolution beraubt worden seien. Die vaterlandslosen Gesellen die, der glorreichen Armee den Dolchstoß in den Rücken gegeben - schrie er mit vor Entrüstung bebender Stimme - seien schuld am Elend, am Verlust deutscher Erde, vom Feind geraubt, schuld an der Besatzung, Ausplünderung und Vergewaltigung des Rheinlands und seiner Frauen durch französische Negertruppen.

"Wir schulden es unseren toten Helden" brüllte er "die Schmach zu rächen, die Schuldigen zu bestrafen und den Schandvertrag von Versailles zu zerreißen, Großdeutschlands Größe und Ehre wieder herzustellen".

Während die Mehrzahl der Zuhörer lauthals zustimmenden Beifall spendeten, mitbrüllten, Entrüstung und Haß, Rache und Vergeltung in Aug' und Stimme, stand Claus Bastian am Rande mit nachdenklichem Blick auf den Redner, hin zum "Major" und erinnerte sich, daß dieser Mathematiklehrer an der Realschule in Landsberg gewesen, bevor er in den 'wohlverdienten' Ruhestand geschickt worden war, nicht alters-oder invaliditätswegen, sondern weil er zu großzügig mit dem Rohrstock umgegangen war und einem Schüler fast ein Auge ausgeschlagen hatte. Vorher jedoch, im Weltkrieg, hatte er Karriere gemacht. Tauglich im Grunde zu nichts als zum Zahlenjonglieren, war der Reserve-Leutnant zum Hauptmann und Zahlmeister und später, in Frankreich, dank seiner Versorgungskünste zu Gunsten des Offizierskasinos seines Divisionsstabs, zum Major befördert worden.

In der Wirtschaft mit Metzgerei, oben auf dem Hügel in Utting, pflegte er nach zwei oder drei Maß Löwenbräu imaginäre Kriegerlebnisse zum Besten zu geben und von seinen Abenteuern mit den 'scharfen französischen Weibern' zu prahlen, obgleich das Dorf wußte, daß seine Frau ihm durchgegangen war, weil er ein Schlappschwanz war.

Claus erinnerte sich an Aussprüche seines Vaters: "Der Krieg ist ein Hexenkessel in dem der Abschaum nach oben kocht;" und: "da geben die Leute guten Herzens viel Geld aus um ihrer leiblichen Gesundheit willen, doch die Lehrer, die für die geistige Gesundheit des Volkes sorgen sollten, sind so unterbezahlt, daß die meisten von ihnen den Beruf nur wählen

Kaiser des Märchens und die Menge, die ihm zujubelte, schien ihm so wie die braven Bürger, die nicht als dumm abgestempelt werden wollten, weil sie des Kaisers neue Kleider nicht sahen. Aber irgendwie hinkte der Vergleich, denn die nationalistische Mystik, Dolchstoßlegende und Kriegsschuldlüge saßen tief im Bauchleiden verletzten Stolzes der meisten Deutschen verankert, - und die warteten sehnsüchtig auf Armin den Cherusker, auf den hehren Siegfried, der ihnen das Selbstgefühl wiedergeben würde. Die Bastians waren wohl eine Ausnahme zu dieser Regel, - vielleicht dank ihrer Bande zu Frankreich.

2. Kapitel

Helene Bastian, Claus' Mutter, geborene Kaysing, stammte aus Mittelbecksbach nahe des Saarlands wo ihr Vater Bahnhofsvorsteher bei der Eisenbahn gewesen war. Einer dessen Vorfahren, ein Forstmeister, war bei den Aufständen der Frankfurter Halle im Jahre 1848 führend beteiligt. In der Familie sprach man von ihm als dem 'Rebellen'. Möglicherweise kam der Geist des Zweifels an der Obrigkeit, der im Hause Bastian herrschte, auch von der Großmutter mütterlicherseits einer Frau Grevé, die aus dem Frankreich stammte, das seit 1789 nicht mehr an die gottbestimmte Autorität der Herrschenden glaubte.

Dr. Richard Bastian, Claus' Vater, stammte aus Speyer. Er war Ingenieur nicht nur aus Neigung sondern aus Familientradition: sein Vater hatte mit Karl Benz gearbeitet als die ersten Automobile gebaut wurden.

Die Bastians, - Dr. Richard hatte 6 Brüder, von denen die meisten ausgewandert waren, - betrachteten sich als Hugenotten, also ursprünglich französische Protestanten, deren Vorfahren nach dem Edikt von Nantes geflüchtet waren und deren Beitrag zur deutschen Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft noch heute hundertfach wahrnehmbar ist, doch wurden auch Wurzeln in Spanien überliefert.

Claus' Eltern hatten um die Jahrhundertwende geheiratet und ihr erstes Kind, Margrit, die als bildende Künstlerin bekannt wurde, kam im Jahre 1900 zur Welt.

Claus selbst war das jüngste von sechs Kindern: einer zweiten Schwester die 2 Jahre nach Margrit geboren wurde und drei Brüdern. Claus kam in Biebrich zur Welt, wo sein Vater die Hafenbauten am Rhein leitete, die von der damals schon mächtigen Holzmann AG ausgeführt wurden. Dr. Richard Bastian war dann auch leitender Ingenieur beim Ausbau des Hafens von Antwerpen, der bis 1911 dauerte. Seine erste Leistung, seine Doktorarbeit, war der Entwurf und die Berechnung des Profils der Eisenbahnschiene gewesen, die heute noch in der gleichen, fast unveränderter Form in der ganzen Welt Verwendung findet. Ein Exemplar der Doktorarbeit befindet sich noch heute in der Bibliothek Dr. Claus Bastians.

Dr. Richard war schon mit 24 Jahren Gewerbelehrer in Nürnberg geworden, von wo aus er zur Firma Holzmann A.G. als Bauingenieur engagiert wurde.

Nach Beendigung der Bauarbeiten in Belgien, zog die Familie nach Stuttgart, wo ein siebtes Kind geboren wurde, das jedoch schon nach drei Monaten starb.

Damals wie heute waren Bauingenieure wenig seßhaft, denn sie waren auf den Bausstellen beschäftigt, die große Unternehmen im In- und Ausland in Arbeit hatten. Daß die Bastians in Utting eine Heimat, einen ständigen Wohnsitz fanden, war eigentlich mehr einem Zufall zuzuschreiben als einer lang überlegten Planung. Frau Grevé, die Großmutter, wohnte dort mietfrei in einem Haus, welches einer jüdischen Familie gehörte, deren Tochter etwas geistig behindert war und die von Frau Grevé behütet und gepflegt wurde. Claus erinnert sich noch lebhaft an ein Mädchen, eine junge Frau, die eine damals in Mode gekommene Stiftenkopfrisur trug. Sie hieß Simone und war besonders geschickt mit ihren Händen und viel beschäftigt mit Häckelarbeiten, einer von Frau Greve geförderten Fertigkeit lange bevor das Wort "Beschäftigungstherapie"

das tagelange Lager geschäftig die nacheinander bewegte und in die Hand genommenen
Deckchen und Sesselschoner im Haushalt der Bastians, die sie von Simone zu allen festlichen Anlässen als Geschenke erhielten.

Frau Helene Bastian, die ihre Mutter des öfteren in Utting besuchte fand Gefallen an dem idyllischen Dorf und zog mit ihrer Brut dorthin, um der Familie nach den Wanderjahren im Kielsog der väterlichen beruflichen Versetzungen, ein festes Zuhause zu schaffen, das den Erfordernissen der Erziehung und Schulbildung der Kinder Rechnung tragen konnte.

Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Claus besuchte die Volksschule in Utting und seine ersten Erinnerungen an diese Schulzeit sind Kinderverse: "D'Händ' auf'd Bank, die Katz' is' krank". Die erste Lehrerin, Frl. Sepp hieß sie, führte ein strenges Regime und, wie damals üblich, waren Ohrfeigen noch ein anerkanntes Erziehungsmittel. Claus hat seine 'erste gefangen' weil er in Verletzung ausdrücklichen Verbots während des Unterrichts ein Stück Brot hinter vorgehaltener Hand 'mampfte'. Er glaubte Frl. Sepp würde nichts bemerken und saß mit gesenktem Kopf so vertieft in seine heimliche Futterei, daß er das Herannahen der Lehrerin erst bemerkte als er eine schallende 'Watschen' kassierte. Doch diese Zeit verlief unbeschwert, mit Spiel und Ferienvergnügen am und im See und mit freudigen Unterbrechungen des Alltags, wenn der Vater wieder einmal auf Besuch kommen konnte.

Aus seiner Vorschulzeit ist ein Zwischenfall zur Familienüberlieferung geworden, der immer wieder als charakteristisch für Claus zum Besten gegeben wurde. Die Dorfmüller war ein Herr Fridolin Sauter. Zur Mühle gehörte natürlich der Mühlenweiher, der jeden Winter zufror und die Dorfbuben zum Spielen verlockte. Da jedoch gelegentlich Kinder ins Eis eingebrochen und zu Schaden gekommen waren, denn am Eintritt des Bachs in Weiher war das Eis fast nie tragfähig, hatte Frau Helene Bastian ihren Kindern, besonders dem Jüngsten streng verboten sich aufs Eis zu wagen. Eines Tages nun war Claus zum Weiher gestreunt und sah' dort seinen Freund und Spielkameraden, den Hörer Hansl der sich auf dem Eis vergnügte und Claus mit Ruf und Geste einlud sich zu ihm zu gesellen. Das Lieblingsspiel auf dem Eis hieß Schleifen. Wenn man einen guten Anlauf nahm, konnte man auf der zunächst noch schneebedeckten Fläche mit den lederbesohlenen Schuhen eine gute Strecke rutschen. Je öfter man 'schliff' umso länger und glatter wurde die Rutschbahn, die 'Schleife' und wer sie ganz durchstehen konnte ohne hinzufallen, wenn sie schon sechs sieben Meter lang war, der war der Held des Tages. "Geh'" rief der Hansl, "sei kei' Feigling, Du siehst ja, s'Eis is' scho' dick gnua'".

Eine Nachbarin der Bastians, Frau Kastenmüller, war zufällige und belustigte Zeugin als Claus sich wortstark der Versuchung widersetzte: "I' derf net, i' ko' net aufs Eis kemmma, d'Muata hat's mer verbode" schrie er. "Nein, ich kann nicht mit, ich krieg' Schläg und muß ohne Essen ins Bett" rief er dem Freund zu und zählte noch all die 'furchtbaren' Strafen die ihn erwarteten, falls er das mütterliche Verbot mißachten sollte. Und als er alles erwähnt hatte, was auf ihn zukommen würde wenn..... schrie er:

Fridolin Sauter und seine Frau Hilaria waren Freunde der Bastians und Claus erinnert sich noch lebhaft an die ersten Kriegstage von 1914, als der Müller sich fast haareraufend beklagte: "Des hätt' i' net denkt, daß uns die Engländer a no' den Krieg erklären" und Claus, der diesen Ausbruch zunächst nicht verstand, erhielt die Erklärung: Der deutsche Kaiser war doch mit dem englischen Königshaus verwandt und er hätte doch erwarten dürfen, daß England wenigstens neutral bleiben würde.

Aus den Jahren des Ersten Weltkriegs bleibt Bastian hauptsächlich die Knappheit an Nahrungsmitteln in Erinnerung, die selbst auf dem Dorf zu spüren war. Für die Mutter einer sechsköpfigen, heranwachsenden Kinderschar war die Ernährung in dieser Zeit die Hauptsorge. Die offiziell zugeteilten Lebensmittel reichten einfach nicht aus. Es mußte also 'gehamstert' werden, das heißt man mußte versuchen für Geld und gute Worte von den Bauern, die natürlich nicht alle ihre Erzeugnisse ablieferten, Milch und Butter, Mehl, Speck und Eier unter der Hand zu erwerben. Hierzu waren oft längere Reise notwendig, denn die Ammerseeegend war mehr der Forstwirtschaft als der Viehzucht zugewendet. Claus, als der Jüngste wurde häufig zum Hamstern entsandt, denn Kleinkinder waren eher dazu geeignet das Herz der Bauersfrauen zu erweichen als Erwachsene oder große Jungen und Mädchen. So fuhr er, in Begleitung eines seiner Geschwister, zum Beispiel mit dem Zug nach Schwabmünchen und marschierte dann zu Fuß durch die Felder zu den umliegenden Gehöften. Er verstand es seine Rolle mit Geschick und mitleiderweckender Miene zu spielen und entwickelte sich schnell zum 'Matador der Hamsterer' wie er es nannte, für den Haushalt. Die Anerkennung der Mutter und Geschwister war wohlthuender Lohn für die Mühen, zu gleichen Teilen mit der Befriedigung des sonst nie ganz gestillten Hungers. Zu den Pflichten der Kinder gehörte es auch den zu Hause gekneteten Brotteig, der während der Kriegsjahre meistens aus Gerstenkleie zubereitet werden mußte, zum Bäcker zu tragen und dann das gebackene Brot dort wieder abzuholen. Gab' es einmal Roggen- oder Weizenmehlteig, nach einem besonders erfolgreichen Hamsterzug, dann Futterten die Kinder die gute Hälfte des rohen Teigs bevor sie beim Bäcker eintrafen - mit manchmal schlimmen Folgen für Magen und Verdauung.

Das Heim der Bastians in Utting war ein älteres Haus aus der romantischen Gründerzeit, mit Erkerchen, Türmchen und Balkons, das heute noch in der dortigen Bahnhofstrasse steht. Im geräumigen Garten wurden Gänse, Enten und Hennen gehalten, denn Frau Bastian hatte schnell begriffen, daß sie mit Kleinviehzucht ihre Kinder besser durchbringen konnte.

Zur Familienüberlieferung gehört es ebenfalls, daß Vater Dr. Richard Bastian im August 1914 am Tage nach Kriegsausbruch zu Fuß von München nach Pasing marschiert war, um sich dort freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Es ist bezeichnend für den Geist der Zeit, daß selbst ein so intelligenter und welterschlossener Mann tief enttäuscht war, als ihm auf der Rekrutierungsstelle eröffnet wurde, daß der Kaiser für Ingenieure bessere Verwendung haben werde, als mit dem Gewehr in der Faust zu kämpfen. Er war dann wohl auch während des

87

war schon damals die Firma Holzmann, Dr. Richards Arbeitgeber, in großem Ausmaß im Hoch- und Tiefbau tätig. Bestimmt weiß Claus, daß sein Vater damals auch in Lüttich gearbeitet hat. Von dort aus konnte er gelegentlich die Familie in Bayern besuchen. Immer brachte er Geschenke aus Belgien mit, manchmal sogar Möbelstücke deren Ankunft von der Mutter ebenso dankbar begrüßt wurde wie die von brüsseler Spitzen und Erzeugnissen der französisch-belgischen Delikatesswarenhändler.-

Mit neun Jahren wurde Claus dann auf die Realschule nach Landsberg am Lech geschickt, wo er sich zu seinen älteren Brüdern im Pensionat gesellte.

Als Claus dreizehn Jahre alt war, wurde er in den Sommerferien zur Familie zweier Mitschüler nach Trauchgau bei Füssen auf Urlaub geschickt. Josef und Max Gugelhör gehörten zu den besten Schülern der Landsberger Lehranstalt und ihr Vater war außerdem Forstmeister. Die drei verbrachten dort eine lustige und gesunde Ferienzeit wo nichts fehlte was zum leiblichen Wohl Heranwachsender notwendig war. Am Ende der Ferien mußte Claus nach Utting zurückkehren, - eine umständliche und beschwerliche Reise, selbst wenn alles planmässig verlief. Es hieß zunächst nach Peiting zu laufen wo um 10 Uhr früh der Omnibus nach Weilheim abfuhr. Dort mußte dann auf die Eisenbahn umgestiegen werden um nach Utting zu fahren. Mit dem nötigen Reisegeld in der Tasche schlenderte Claus wohlgemut und vor sich hin jodelnd durch die Felder, wo es viel zu sehen und zu riechen gab. Als er in Peiting ankam, war der Bus schon abgefahren. Da an diesem Tag kein Bus mehr fuhr, beschloß er zu Fuß nach Weilheim zu marschieren, ziemlich überzeugt, daß ihn auch ein späterer Zug nach Hause bringen würde. Er trug seine Stiefel, die ihm unbequem waren, an den Schuhbändern um den Hals geschlungen, traf also barfuß und mit schon blutigen Zehen in Weilheim ein - nur um zu hören, daß abends kein Zug mehr zum Ammersee fuhr. Also marschierte er weiter bis nach Reisting - wo heute die großen Antennen stehen - und fand Unterkunft bei einer Landarbeiterfamilie. Von dort waren es noch 25 Kilometer nach Utting und da das Wetter prächtig war, gedachte Claus das Fahrgeld zu sparen, stand beim ersten Tageslicht auf und marschierte weiter. Kurz nach zehn Uhr morgens war er endlich zu Hause. Er hatte für seine Mutter vom Geiselstein auf den die Buben gestiegen waren, Alpenrosen und Edelweiß mitgebracht, die er an seinen Stock gebunden hatte. Seine Mutter, die ihn am Vortag erwartet hatte, verbarg ihre Sorge und fragte ihn nur ob er müde sei. Auf sein keckes "Nein, Mutter", antwortete sie ihm: "Na dann kannst Du ja die Blechbadewanne auf dem Schubkarren zum Flicken beim Leinauer, dem Klempner bringen". Verhätscheln der Kinder war nicht Mutter Bastians Art.

3. Kapitel

Als Zivilist entging Dr. Richard Bastian der Kriegsgefangenschaft und der Internierung, konnte also schon 1918 nach Utting zurückkehren. Von der Revolution dieses Winters war auf dem Dorf kaum etwas zu bemerken, nur die langsam eintreffenden Heimkehrer, viele verwundet an Körper und Geist, erinnerten an das große Sterben. Auch die Grippe, die 1919 auf der ganzen Welt, aber besonders unter der am schlechtesten ernährten Bevölkerung der großen Städte, millionenfach Opfer forderte ging an der besser versorgten und deshalb widerstandsfähigeren Landbevölkerung verhältnismässig glimpflich vorüber. Richard Bastian mußte sich auf Arbeitssuche machen, denn die militärischen Großbauten waren mit Kriegsende abgeblasen, unnötig geworden.

Claus war damals Internatsschüler in Landsberg am Lech wo er die Realschule besuchte. Der Direktor des Internats, ein Herr Hipper der auch eine Anzahl Kinder sein eigen nannte, wohnte im Internatsgebäude, das auf der höchsten Stelle des Ortes, in der Nähe des sogenannten Bayerntors stand, und regierte die etwa hundert Zöglinge mit militärisch strenger Faust. Claus und seine drei Brüder, die mit ihm im Pensionat waren, kamen nun nur noch in den Ferien nach Hause. Der älteste Bruder hatte das Kommando über die jüngeren und ließ sie regelmässig, wie zum Appell, antreten. Wenn einer von ihnen etwas angestellt, ausgefressen hatte wurde er vom Ältesten "abgewatscht", d.h. geohrfeigt und das nicht mit sanfter Hand.

Die Familie des Schulleiters Hipper wurde natürlich in dieser hungrigen Zeit von den Eltern der Schüler, von denen viele Bauern aus der Umgebung von Landsberg waren, reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Es darf wohl angenommen werden, daß diese Gaben auf eine bevorzugte Behandlung der Söhne hinielen und dies auch bewerkstelligten.

Die Internatsschüler selbst jedoch genossen schmale Kost, denn Hipper dachte nicht daran seine Vorräte mit seinen Zöglingen zu teilen. Die Jungens wußten von Hipper's sorgsam gespeichertem Überfluß; denn sie hatten einen heimlichen Zugang zum Dachboden des Internatsgebäudes gefunden. Gerade über des Direktors Vorratsraum befand sich ein Astloch in den Bodenbrettern die auch die Decke dieser Kammer bildeten und durch diese Öffnung konnten die Schüler den Haufen Zucker sehen, der dort lagerte. Da sie selbst nur mit Graubrot, Käse und 'Datschen' ernährt wurden und Zucker nie, oder nur höchst selten zu schmecken bekamen, unterstellten sie, daß Direktor Hipper sich ihre Rationen aneignete und hortete. Um sich an ihm zu rächen, legten sie sich im Dachgeschoß bäuchlings über das Astloch, manipulierten einer nach dem anderen ihre Schwänzlein so, daß sie genau auf den Zuckerhaufen pinkeln konnten. Es wurde dann auch im Internat ein Liedchen gesungen, das etwa so lautete:

"Der Bastian Johann und der Claus
mit denen ist's ein wahrer Graus,
die schreien öfters AUWEH,
doch nicht vor lauter Bauchweh".

Die beiden bekamen häufig schwere Prügel für ihre 'Missetaten' und je lauter

sie ihre Schmerzen kundgaben, umso besser gefiel es Herrn Hipper. Dieser hatte drei Kaliber von Prügelstöcken: einen dünnen, einen mittleren und einen dicken. Vor oder nach dem Mittagessen teilte er jeweils den Delinquenten mit, daß sie nun 'drei Flaschen ungebrannter Asche' oder 'dreimal Medizin' bekämen. Die Lehne des Stuhls über den sich die Prügelknaben beugen mußten um Hipper die Bearbeitung der jugendlichen Sitzfläche bequemer zu machen, zeigte schon starke Abnutzung vom vielen Gebrauch der davon gemacht wurde. Einmal versuchte Claus mittels eines Kissens, das er sich in den Hosensitz stopfte um seinen Hintern etwas zu schützen. Hipper entdeckte natürlich die List, entfernte das Kissen und dann fielen die Prügel noch härter aus als sonst.

Ein Zwischenfall, wohl einer der frühesten in seiner Erinnerung, aus jener Zeit, berührte ihn zu tiefst, - war Anlaß zu ersten Gedanken über die Ungereimtheiten und Ungerechtigkeiten dieser Welt.

Es war zur Zeit der Revolution von 1918/1919, als Claus sich eine besonders brutale Mißhandlung zuzog und, was besondere Ressentiments bei ihm hervorrief, er wurde geschlagen obwohl er völlig unschuldig war. Es war nach einem der üblichen Wochenendspaziergänge. Jeden Samstag und Sonntag mußten die Internatsschüler unter Aufsicht eines Präfekten in Reih' und Glied spazieren-

10

Claus zum ersten Mal bewegte Bilder zu sehen bekommen hatte, führte der Weg sie an der Bäckerei des Ortes vorbei. Kurz davor bat Claus den wachhabenden Präfekten um Erlaubnis im Bäcklerladen ein Brot oder eine Semmel kaufen zu dürfen. Dies wurde ihm auch genehmigt und er lief der Gruppe voraus zum Geschäft hin. Seine Kamaraden hatten wohl nicht mitbekommen worum es ging oder wollten nur die Gelegenheit ausnutzen ihren ungestümen Bewegungsdrang auszutoben, jedenfalls glaubten sie, weil Claus vorauslief, dürften sie nun alle rennen - und liefen dem Präfekten weg. Der gute Mann kehrte nun verständlicherweise misshütig und gereizt ohne seine Zöglinge zum Internat zurück und brüllte "Revolution".

Als die Schüler dann ins Pensionat zurückkehrten wartete Hipper schon auf sie und, da Claus der erste gewesen war, der zu Laufen begonnen hatte, hielt er ihn für den Rädelsführer, packte ihn gleich am Kragen und verprügelte ihn nach Strich und Faden, ohne irgendwelche Fragen zu stellen oder Claus Gelegenheit zu geben, sich zu rechtfertigen. "Dir werd' ichs austreiben, die Revolution" schrie er und schlug zu, bis er selbst zu müde war weiter zu prügeln. Wie fast alle Lehrer jener Zeit war Hipper ein rabiater 'Rechter', der jede Art des Auf- oder Widerstands im Keim ersticken wollte. Da man ihm gesagt hatte, Claus habe als erster angefangen zu rennen, war es für ihn ausgemachte Sache, dieser habe den 'Aufruhr' angezettelt.

Was wäre wohl passiert, hätte Hipper gewußt, daß seine Zöglinge zu jener Zeit weggeworfene Handgranaten aus dem Lech fischten und probierten ob sie noch explodieren konnten, daß sie mit Pferden handelten die von Heeres-einheiten weggelaufen oder einfach stehen gelassen worden waren, daß sie

sogar mit Gold und Silbergegenständen einen lebhaften Handel trieben, ja mit allem was ihnen so unter die Finger kam, ohne die Herkunft allzu genau zu überprüfen? Die Schüler selbst machten sich wenig Gedanken über das Recht oder Unrecht ihrer irregulären kaufmännischen Tätigkeiten, sie hatten zu viele Beispiele vor Augen, daß Recht und Gerechtigkeit nicht gleichbedeutend waren und ihr heimlicher Handel war nicht nur Abenteuer sondern auch eine Art 'langer Nase', eine Spottgeste, der Erwachsenenwelt gegenüber. "Was Ihr könnt, schummeln, krumme Dinger drehen, das können wir auch".

In der Landsberger Realschule gab es einen Französischlehrer, Denkerz mit Namen, der in Frankreich gearbeitet hatte und den deutschen Schülern jetzt täglich das hohe Lob der französischen Kinder sang. Wie liebenswürdig, höflich, wohlerzogen diese seien und wie dumm, ungezogen und böse sie, die deutschen Kinder seien. Seinen Schülern waren diese Herabsetzungen schon längst zuwider geworden und in ihnen hatte sich Wut und Unverständnis angestaut: einerseits wurden alle Franzosen noch als DER FEIND und verabscheuungswürdig dargestellt, andererseits wurden ihnen hier französische Kinder als ständig als leuchtende Beispiele vorgezaubert.

Ein Mitschüler Claus' war der Sohn des Internatsdirektors, des Herrn Hipper, der sich seiner privilegierten Stellung dank des Schutzes seines Vaters sehr wohl bewußt war. Ihm konnte, trotz aller Lausbubenstreiche die er vollbrachte, viel weniger passieren als seinen Kamaraden, denn sein Vater verwöhnte ihn und hielt seine schützende Hand über ihn, wenn es hart auf hart ging. So konnte dieser Tunichtgut - so beschreibt ihn Claus Bastian - es sich leisten vor der Klasse den wagemutigen, starken Mann zu spielen, ohne, wie sie, die Konsequenzen allzusehr fürchten zu müssen. Er machte sich zum Beispiel einen Spass daraus vor Beginn des Unterrichts auf den heißen Ofen zu pinkeln und damit einen furchtbaren Gestank im Klassenzimmer zu produzieren. Er wusste, niemand würde ihn verpetzen selbst wenn die ganze Klasse bestraft würde - und daß er selbst der kollektiven Bestrafung entgehen würde, da er, als Sohn des Herrn Hipper, solcher Missetaten als unfähig betrachtet wurde.

Eines Tages nun, gab Herr Denkerz der Klasse eine Hausaufgabe, das Auswendiglernen eines französischen Gedichts. Heinrich Hipper wurde am nächsten Tag aufgerufen um das Gedicht aufzusagen. Er hatte es nicht gelernt und blieb stumm stehen. Der Lehrer sprach zu ihm mit großer Milde: "Aber Heinrich, du wußtest doch, daß Du das Gedicht lernen mußt, das ist nicht gut so. Na ja," fügte er hinzu, "das nächste Mal rufe ich Dich wieder auf, dann wirst Du ja das Gedicht sicher auswendig können".

Einfältig zog Claus seine eigene Schlußfolgerung: "Da der Heini das nächste Mal wieder drankommt, brauch ich's ja auch nicht zu lernen". Gedacht getan - oder vielmehr nicht getan, denn selbst wenn er befragt werden würde,

11

Hipper auf, der abermal nichts gelernt hatte und nur frech grinste. "Aber Heinrich" sprach der Lehrer "ich hab' Dir doch gesagt, daß Du das Gedicht lernen und können mußt und trotzdem hast Du es wieder nicht getan, also setz Dich. Aber der Claus wird es uns nun aufsagen". Claus erhob sich ohne Bangen, ging zum Podium, sagte kein Wort und lachte nur vor sich hin, sicher, daß auch ihm keine Strafe drohte. Umso erschrockener war er, als Denkerz ihn anbrüllte: "Was Du hast's nicht gelernt? Du kriegst einen Fünfer (die schlechteste Note damals) und eine Stunde Arrest." Da packte Claus die Wut. Er ergriff einige Bücher die auf dem fordersten Pult lagen, schleuderte sie dem Lehrer unter die Füße und schrie so laut er konnte: "Himmelherrgottsakrament, Sakra, Sakrament, das laß ich mir nicht gefallen". Er rannte vom Podium den Mittelgang entlang zwischen den Schulbänken zum Fenster auf der Rückseite des Klassenzimmers, sprang hoch und lehnte sich abgestützt auf die Fensterbank, so als wollte er sich hinab auf den Schulhof stürzen. Das Klassenzimmer lag im ersten Stock, sodaß ihm schlimme Verletzungen gedroht hätten, wäre er wirklich gesprungen. Nun herrschte große Aufregung und Claus' Klassenkamaraden rannten zu ihm, packten ihn bei den Füßen um den Fenstersturz zu verhindern. Seine Selbstmordabsicht wurde ernst genommen, obwohl er keineswegs daran dachte sich umzubringen. Er wurde an den Füßen von der Fensterbank heruntergezogen und der käseweiß erblasste Lehrer war völlig sprachlos - jedenfalls bis er dem Schuldirektor Bericht erstatten konnte. Dann drohte er Claus: "Das Wenigste was Du zu erwarten hast, ist eine Direktorsstrafe" und das war das Schlimmste was einem Schüler damals passieren konnte, denn gleich danach käme, beim kleinsten erneuten Verstoß, der Rauswurf aus der Schule. Der wiederum wurde als Schande nicht nur für den Betroffenen sondern für die ganze Familie betrachtet und hätte auch im Elternhaus zu ernsten Konsequenzen geführt.

Einer der ersten, der von dem aufregenden Vorfall in Kenntnis gesetzt wurde, war der Internatsleiter Hipper. Bis zur Einberufung der Lehrerversammlung, auf der Claus wegen seines Vergehens be- und verurteilt werden sollte, verprügelte er den Jungen täglich, morgens und abends mit dem dicken Stock. Als der Tag des "Gerichts" nun endlich kam, wurde Claus ins Lehrerzimmer beordert, wo ihn die gesamte Lehrerschaft finsterner Miene erwartete. Die Aufzählung seiner Vergehen gegen die Regeln der Schule, gestützt auf den giftig verbrähten Bericht des Lehrers wurde ihm verlesen. Nun war, im Gegensatz zum Internatsleiter Hipper, der Realschuldirektor Wagner ein Mann der sich der Achtung der Schüler, wenn auch des Mißtrauens seines Lehrerkollegiums erfreute. Er stand im Ruf ein 'Roter' zu sein, ein Sozialdemokrat oder gar ein Kommunist. Nach der Verlesung der Anklageschrift, fragte er Claus ob er etwas dazu zu sagen hätte, er solle doch selbst den Vorfall einmal schildern. Claus, zuerst stotternd, zögernd, dann immer freier sprechend, erzählte wie er den Fall erlebt hatte, wie der Hipper Heinrich, der zweimal nichts gelernt hatte, straflos davongekommen war und wie er, gleich beim ersten Mal zu einer "5" und Arrest verdonnert worden war. Da sei er ganz einfach fuchsteufelswütend geworden und habe sich nicht im Zaum halten können. Nun blickte Direktor Wagner langsam in die Runde, sah einem nach dem anderen seiner Lehrer in die Augen und sagte dann: "Sie werden wohl alle mit mir einig sein, daß es sich hier nur um eine momentane Kurzschlußhandlung des Jungen gehandelt haben kann", und er sah von einer Bestrafung des Schülers ab. Dieser war von diesem Akt der Gerechtigkeit, wie er ihn empfand, seitens des Kommunisten so beeindruckt, daß er von da an, alles für ihn getan hätte. Dabei darf nicht vergessen werden, daß zu jener Zeit ein Mensch, den man als 'Roten' bezeichnete, in einer bayrischen Kleinstadt keine Zuneigung genoß. Trotz dieser Vorurteile, gegen die natürlich ein Schuljunge von zehn Jahren nicht immun sein konnte, entwickelte Claus eine starke Sympathie für den angeblichen Kommunisten Wagner.

Claus erinnert sich noch an andere Lehrer seiner Landsberger Schule, an einen Mathematiklehrer, den die Schüler den 'Quatschkopf' nannten und einen Deutschlehrer namens Schmidt, der sich als fanatischer Nationalist zu erkennen gab. Gegen Ende des Schultrimesters pflegte er heroische Geschichten aus dem Großen Krieg, dem Ersten Weltkrieg zu erzählen, von soldatischen Tugenden: Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Heldentum und Opfermut.

Nun mußten die Schüler eines Tages im Deutschunterricht Ausrufe-sätze bilden und Claus meldete sich handhebend auch zum Wort. "Ach, der Claus sagt auch a'mal was" sagte Schmidt, "na, was sagst uns jetzt Schönes?" "Es lebe die Republik" sagte Bastian, der eigentlich beabsichtigt hatte, den in der Geschichtsstunde gelernten Ausruf "Es lebe die Republik Frankreich" aufzusagen, das letzte Wort aber nicht aussprach, da er die Meinung seines Lehrers kannte, der Frankreich als den Erbfeind betrachtete und so bezeichnet hatte und er befürchtete sich die Wut des Herrn Schmidt zuzuziehen. Stattdessen sagte er "Es lebe die Republik Deutschland". Er konnte ja nicht ahnen, daß sein Lehrer nicht nur Nationalist und Kriegsverherrlicher sondern auch kaisertreuer Monarchist war. Der also sprang wutentbrannt auf und schimpfte minutenlang: "Du Saubub, Du Lausbub Du dreckiger, was fällt Dir ein" wahrscheinlich im Glauben, daß Bastian ihn absichtlich provoziert und beleidigt habe. Er wollte auch Claus' Entschuldigung, er habe sich ehrlich nichts Böses bei dem Satz gedacht, nicht Glauben schenken.

Claus war schon seit längerem auf eine Einzelbank in einiger Entfernung von den anderen Schülern verbannt worden, weil er liebend gern Zwiebel aß und den Kamaraden der Geruch nicht zugemutet werden konnte. Seine Schulbank stand neben einem Schaukasten in dem Bilder und öfter wechselnde Anschauungsgegenstände ausgestellt waren. Nach der Zwischenpause, die auf die Deutschstunde folgte in der der 'republikanische Zwischenfall' passiert war, kam der Mathematiklehrer, genannt 'Quatschkopf' ins Klassenzimmer und ging zum Schaukasten. Claus schwante nichts Böses, er glaubte der Lehrer wollte an den Ausstellungstücken irgend etwas verändern oder erklären. Als dieser jedoch bei Claus' Pult ankam, verpasste er ihm eine gewaltige Ohrfeige, mit solcher Kraft, daß Claus vom Stuhl unter das Pult zu Boden fiel. Dabei schrie der Lehrer "Es lebe die Republik Deutschland" und stürmte aus dem Klassenzimmer. Bastian hatte es die Sprache verschlagen und in stummem Haß sammelten sich seine Gefühle gegen diese Art Erzieher an. Das hatte angefangen als er, wegen des Brotholens unschuldig als

Rädelsführer eines 'Aufstands' angeprangert worden war, es ging weiter mit der ungerechten Behandlung zeitens des Gedichtaufsagens und jetzt diese erneute, ihm völlig unbegreifliche Brutalität.

Sein Vertrauen in die Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit der Erwachsenen wurde noch weiter erschüttert durch ein Ferienerlebnis. Er verbrachte so viel Freizeit wie möglich auf dem Ammersee in einer kleinen Segeljolle, einer Zehnerjolle, wie man sie nannte. Eines Tages sah er merkwürdige Wellen und Wirbel auf dem ansonsten ruhigen Wasser des Sees und als er sich näherte, beobachtete er einen großen Huchen der einen etwas kleineren Hecht gepackt hatte, der aber offensichtlich zu groß war als daß der Huchen ihn hätte verschlucken können. Claus nahm das Paddel, welches er immer in seinem Boot mitführte um bei Windflaute ans Ufer rudern zu können, und schlug damit auf den Huchen ein um ihn zu zwingen den Hecht loszulassen. Der große Fisch jedoch ließ nicht locker und so konnte der Junge Huchen und Hecht zusammen in sein Boot einbringen. Kaum geschehen, da näherte sich ihm ein Ruderboot mit einem älteren Mann, der die Anstrengungen des Buben aus einiger Entfernung beobachtet hatte. Unter Androhung von Strafe wegen unerlaubten Fischens, nahm er Claus den wertvollen Huchen weg und überließ ihm nur den kleineren Hecht, der als Tafelfisch nicht besonders geschätzt war. Dieser war immer noch ansehnlich genug um am Ufer eine Lichtbildaufnahme von Claus mit Beute zu rechtfertigen, jedoch war der Junge wieder einmal über die Ungerechtigkeit und Präpotenz eines Erwachsenen empört.

Obwohl zwischen den ersten, wegen der 'Revolte' beim Spaziergang zu Unrecht erlittenen Prügel, als er noch in der ersten Klasse war und der Ohrfeige wegen seines Ausrufs: "es lebe die Republik Deutschland" drei Jahre verstrichen waren und sich der Zwischenfall mit den Fischen noch etwa ein Jahr später ereignete, blieben diese Eindrücke lebendig und trugen sicher dazu bei seine verdacht- und verachtungserfüllte Haltung der Obrigkeit gegenüber, zu prägen. Es war also nicht verwunderlich, daß er genußvoll an den Machenschaften seiner Schulkamaraden teilnahm, die in ihrer Freizeit schwunghaften Handel mit allem trieben, das ihnen in die Finger kam, von 'gefundenen' Pferden bis zu Schubkarren voll Kolonialwaren, die ein Mitschüler aus dem Laden seines Vaters entwendete. Alls wurde verschauert! An einen anderen Mitschüler, namens Götz, erinnert Claus sich nicht nur weil, wegen seines furchtbaren Mundgeruchs, niemand neben ihm sitzen wollte, sondern auch weil er, neben seiner Begabung zum schulischen Lernen, wo er glänzte, auch ein fast genialer Handelsmann war. Noch als Realschüler verdiente er 'einen Haufen Geld' mit großen Geschäften, Vieh- und Pferdehandel, in denen er sich als sehr tüchtig erwies, während die übrigen Schüler ihre Geschäfte in kleinem Umfang betrieben, so wie sich die Gelegenheiten in jener wirren Zeit der Nachkriegs- und Revolutionsjahre boten. Götz, der aus einem weit abseits gelegenen Bauernhof stammte, konnte anscheinend mühelos und zum Erstaunen seiner Kamaraden überall Handelsware und Kunden aufspüren an und mit denen er zu verdienen wußte, ohne je von der Schulleitung oder den Behörden entdeckt oder verdächtigt zu werden.

Während dieser Zeit hatte Claus wohl einmal von dem Verrückten reden hören, der versucht hatte mit einer Schar gleichgesinnter Fanatiker in München einen Umsturz zu veranstalten. Der Putschist der Feldherrnhalle saß nun, noch während Claus' Schulzeit in Landsberg, im nüchteren Gefängnisbau auf dem westlichen Lechufer und schrieb das Buch, das in der Folge die höchste Auflage erreichen sollte, die ein deutschsprachiges Buch - vielleicht mit Ausnahme der Bibel, je erreicht hatte. Es ist fraglich ob die große Masse der Menschen die dieses Buch in die Hand bekamen, es je gelesen haben. Wahrscheinlich waren es nicht allzu viele und von diesen machten sich die wenigsten ernste Gedanken über den Inhalt. Tausende, hätten sie es gelesen und ernst genommen, wären wohl nicht elend ums Leben gekommen, wären geflüchtet vor dem sich anbahnenden Unheil. Anderen, hätten sie die geistige und wirtschaftliche Struktur des damaligen Deutschlands verstanden, wäre wohl das helle Grauen gekommen und sie hätten Schritte unternommen um dem Wahnsinn Einhalt zu gebieten bevor es zu spät war, doch von ihnen maß die Mehrzahl dem plumpen Machwerk und seinem Schreiber keine Wichtigkeit bei. Er war eben für sie einer der vielen falschen, möchte-gerne Propheten mit skurilen Ideen, die der verlorene Krieg so zahlreich hervorgebracht hatte, die sich als Retter aus dem Elend anboten. Und, wenn er gegen die Roten war, dann konnte man ihn ja mal machen lassen, bis die Extreme sich gegenseitig neutralisiert oder zerstört

haben würden. Die Vernunft würde am Ende siegen, die Tradition der deutschen Kultur, der Dichter und Denker, auf die man sich so viel einbildete, würde am Ende die Oberhand behalten, wie die Ruhe und Ordnung, deren Verteidigung mit allen Mitteln ja die Republik vom Kaiserreich übernommen hatte, auf die sie eingeschworen war. Der Wandel in der Denkweise der Menschen, die im Krieg des Kaisers für imperialistische Ambitionen gekämpft hatten ohne es zu vermuten, denen die Niederlage erst die Augen geöffnet hatte und der sich vertiefende Abgrund zwischen diesen Menschen und denen die nicht fähig waren, ohne eine strenge Vaterfigur zu leben, ohne einer der kaiserlichen mindestens ähnelnden Zucht und Ordnung im Glauben an die Unfehlbarkeit der Obrigkeit, war kaum einem Politiker oder Denker jener Zeit bewußt. Die Welt draußen war auch nicht klüger, hatte auch zu viel mit sich selbst zu tun und so nahm das Unheil seinen Lauf.

Claus war, wie die große Mehrzahl der jungen Menschen es immer sind, viel zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt um bleibende Eindrücke von der deutschen Nachkriegszeit zu sammeln. Er verspürte viel weniger die tiefe Bewegung und die sich immer verschärfenden Konflikte zwischen sozialen Klassen einerseits und zwischen den, mit ersteren nicht unbedingt identischen, Weltanschauungen, als die Einzelschicksale der Menschen in seiner Umgebung, die sich im Umbruch befanden. Freunde wurden zu Feinden, Streit und Zwietracht ergab sich aus Problemen, aus Ursachen die seinen jugendlichen Horizont und auch sein Interesse überstiegen. Er erinnert sich aus jener Zeit hauptsächlich an ein schwer zu definierendes Gefühl allgemeiner Unruhe, der Verunsicherung, die schließlich die gewohnte Ordnung sprengten.

4. Kapitel

Die langen Abwesenheiten des Vaters hatten zwar aufgehört die Familie zu beunruhigen, trugen aber zu einer gewissen Disziplinlosigkeit bei, die selbst die Anstrengungen des älteren Bruders nicht ausmerzen konnten, der sich, im Internat zur Wahrung der Familienehre wohl, bemühte seine Brüder 'auf Vordermann' zu bringen, von der Aufgabe jedoch sicher überfordert war.

Dr. Richard Bastian hatte eine langfristige Aufgabe in Chile übernommen und war von Land und Leuten so angetan, daß er dort für wenig Geld ein Landgut erwarb. Dieser Kauf führte auch zu Claus Bastians Verlassen der Realschule. Er war damals in der fünften Klasse und vierzehn Jahre alt. Er stand kurz vor der mittlren Reife, die man damals das Einjährige nannte, weil dieser Bildungsgrad bis zum Ersten Weltkrieg zur Verkürzung des Militärdienstes auf nur ein Jahr und möglicherweise zur Offizierslaufbahn berechnete.

Claus befand sich in seiner Karl-May-Zeit und träumte, angeregt durch die phantasievollen Abenteuererzählungen des nie-gereisten Sachsen, von Indianern und Cowboys, von fernen Ländern, besonders von Amerika, wie Generationen von Jungen es nach ihm auch taten und noch heute tun.

Als Vater Bastian der Familie eröffnete, daß sie nun Besitzer einer Hacienda von 2-300 Hektar waren, auf welcher wahrscheinlich auch Kohlevorkommen gefunden werden würden, war dieser wohl klar, daß ihn die Kohle viel mehr interessierte als die Landwirtschaft. Claus jedoch, verbittert mit der Schule und der bayrischen Lehrerschaft, äusserte den dringenden Wunsch nach Chile auszuwandern um dort Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Dr. Richard Bastian legte kein Veto gegen diese Absicht ein, machte jedoch zur Bedingung, daß Claus zunächst den Bauernberuf praktisch erlernen müsse. Er wurde also Praktikant auf dem sogenannten Zehnerhof in der Nähe Landsbergs, der einer Familie Kiechle gehörte, die mit dem heutigen Landwirtschaftsminister der Bundesrepublik verwandt gewesen sein muß. Der Gutsherr hielt mehrere Schafherden und da Dr. Richard Bastian wußte, daß die Schafszucht in Chile florierte, ließ er seinen Sohn zunächst zum Schäfer ausbilden.

Es war der Winter von 1925 als Claus mit seiner Schafherde, seinem Schäferhund und seiner Schäferkarre nach Lager Lechfeld zog. Dieser höchst primitive Wohnwagen, aus Brettern zusammenge nagelt, hatte schon Generationen von Schafhirten als Bleibe gedient. Durch die Fugen zwischen den verwitterten Holzwänden pfiß der Wind, die Tür schloß nicht mehr richtig und den Strohsack auf dem Claus schlief mußte er sich mit einer zahlreichen Mäusefamilie teilen, die nicht nur seine Körperwärme suchte um sich vor der beissenden Kälte zu schätzen, sondern das Stroh auch als ihre eigene naheliegende Nahrungsquelle betrachteten. So kam es, daß der Strohsack zusehends schlaffer und dünner wurde bis Claus kaum mehr als Sackgewebe zwischen sich und den Bodenbrettern hatte. Um seine Behausung halbwegs erträglich zu gestalten, hatte er einen kleinen eisernen Ofen, dessen Feuer er mit Holzklötzchen nährte und an dem er und sein Hund die froststeifen Glieder wärmen konnten. Er hatte jedoch keinerlei Kochgeräte und nährte sich von mitgebrachtem Schwarzbrot, das er mit dem Hund teilte. Um eine warme Mahlzeit zu bekommen mußte er zum Hof zurück, wo es meistens Fleisch von frisch geschlachteten Hammeln gab.

Lager Lechfeld, ein alter Truppenübungsplatz, liegt nördlich von Landsberg und außer einigen alten Kasernenbauten und Munitionsbunkern aus der Vorkriegszeit war da nichts: eine von Gletschern der Eiszeit flach gescheuerte Ebene, über die die Winde erbarmungslos bließen, da weder Hügel noch Wälder das lange, nach Norden bis weit über Augsburg zur Donau reichende Lechtal unterbrachen. Es war eine historische Gegend, denn bei Lager Lechfeld gebot der Sieg des Bischofs Ulrich von Augsburg im zehnten Jahrhundert den Hunnen Attilas Einhalt. Es gehörte zum Grundwissen, das jedes Kind Schwabens in der Schule mitbekam, daß Ulrich und seine Ritter hier die westliche Welt und das Christentum vor den Barbaren gerettet hatten. Man erzählte sich, daß dort noch Gebeine toter Krieger und Überreste alter Ritterrüstungen unter der kargen Erdschicht, im Schwemmkies zu finden seien - doch Claus hatte andere Sorgen. Teil seiner Pflichten war es die jungen Schafböcke zu kastrieren. Diese Operation verlangte kühles Blut, Selbstüberwindung und Körperkraft. Die Bockklammer mußten auf den Rücken gelegt werden und mit dem kurzen scharfen, krummen Messer, das zur Ausrüstung des Schäfers gehörte um damit täglich Steine, Auswüchse und Distelstacheln aus den Hufen der Schafe zu entfernen,

wurde das Skrotum aufgeschlitzt. Danach mußten die zwei 'Glucker' mit den Zähnen herausgezogen werden und die Blutgefäße und Samenleiter abgebissen werden. Jahrhundertalte Erfahrung hatte gelehrt, daß weniger Infektionen bei den Tieren auftraten wenn gebissen wurde als wenn das kurze Schäfermesser bei der Operation benutzt wurde. Jahre später hat Claus diese Operation auch einmal in Davos in der Schweiz an einem jungen Hund durchgeführt, - zum nicht geringen Erstaunen der Eigentümerin des Tieres.

Im Frühjahr 1926 mußte der Schäferlehrling mit einer Herde von vierhundert Schafen von Lager Lechfeld aus, über Land, in die Gegend von Reutlingen 'fahren' wie es in der Schäfersprache heißt, mit seinem Hund als alleinigen Begleiter und Helfer. Auf diesem Marsch, der etwa vierzehn Tage lang nach Westen führte, ernährten sich die Schafe vom Gras am Straßenrand und Claus hatte jeden Abend eine Tagwegstation, einen Bauerngasthof wo die Schafe übernacht gut aufgehoben waren und wo er im Stroh in der Scheune schlafen konnte. Während der Tagesmärsche durfte er keinen Augenblick seine Herde ohne Aufsicht lassen, denn es herrschte eine Art Kriegszustand zwischen Bauern und Schäfern. Die Bauern fürchteten zurecht, daß die Schäfer ihre Tiere in ihren Roggenfeldern aesen lassen könnten. Dort würden die Tiere im heranwachsenden Wintergetreide schneller satt als vom kargen Gras der Wegränder und der Schäfer konnte sie dann weitertreiben oder in einem Gehege unterbringen und sich selbst bis zur nächsten Fütterung ausruhen. Für den Fünfzehnjährigen war die Reise ein Abenteuer voll Verantwortung und der eigentliche Abschluß seiner Schäferlehre.

Als nächsten Abschnitt seiner Ausbildung zum Landwirt mußte Claus in die Lehre zu einem Hufschmied. Sein Meister war öfter betrunken als nüchtern und dadurch unberechenbar. Da der Junge jedoch willig und kräftig war, war er gut gelitten und wurde menschlich behandelt, was zu jener Zeit in diesem harten Beruf durchaus nicht selbstverständlich war. Claus mußte aber die Knochenarbeit verrichten, den Vorschlaghammer schwingen während der Meister mit dem kleinen Hammer 'die Musik' machte. In kaum sechs Monaten entwickelte der Lehrling mächtige Hals- und Armmuskeln und lernte genug, daß er Zugochsen beschlagen durfte, von denen auf dem Land damals, also lange vor der Verbreitung von Traktoren, noch auf allen Höfen mehrere gebraucht wurden. Diese Arbeit war für einen Jungen zwar anspruchsvoll jedoch leichter als das Beschlagen von Pferden, die auch noch in großer Zahl als Zugtiere nicht nur auf dem Land sondern auch von Brauereien und Transportunternehmen, Holz- und Kohlenhändlern und anderen Kaufleuten in den Städten eingesetzt wurden. Nachdem der Huf sorgfältig ausgebrannt worden war, mußte das Hufeisen, das in der Glut geformt wurde, noch heiß auf den Huf aufgebracht werden. Dann mußten die Hufnägel zurechtgebogen und vorsichtig eingeschlagen werden. Kein Nerv im Huf des Tieres durfte verletzt werden, der Eigentümer hätte den Schmied zur Verantwortung gezogen.

Alles in allem, sagt Claus Bastian, "es war eine große Kunst". Und trotzdem erfüllte die Arbeit ihn nicht mit der Befriedigung die er sich erhofft hatte. Seine Mutter die seine körperliche und geistige Entwicklung mit aufmerksamem Auge und feinem Gefühl beobachtet hatte, fragte ihn eines Tages ob er nicht doch die Schulausbildung zu Ende machen wolle. Sie mußte am Gesichtsausdruck des Sohnes erkannt haben, daß nun die früher verhasste Schule für ihn etwas wie ein Traum geworden war. "Komm' mach's zu Ende" sagte sie, lass' uns nach Weilheim fahren und da melden wir Dich in der Schule an". Gesagt, getan. Ein kleines Zimmer wurde für Claus im Dachgeschoß einer Federbettfirma gemietet und er besuchte wieder die Schule. Nun war er schon siebzehn und mußte sich eingestehen, daß er in den zwei Jahren seiner Landwirtschaftslehre, bis auf die elementarsten Grundkenntnisse alles verlernt und vergessen hatte, was man ihm auf der Realschule in Landsberg beigebracht hatte: Mathematik, Französisch, Geschichte - alles war wie ausgelöscht. Seine Einstellung zum Lernen aber hatte sich verändert, er war wissensdurstig, eifrig, lernbegierig geworden, ging gerne zur Schule und schaffte es innerhalb eines Jahres sich zum Klassenersten emporzuarbeiten. Es war einfach, sagt er, Schularbeit war im Vergleich zur Schmiedearbeit keine Arbeit mehr, besonders da er den Ehrgeiz hatte beim Unterricht mitzukommen, nicht dumm zu scheinen.

An der Realschule in Weilheim gab ein protestantischer Pfarrer Religionsunterricht, den die Schüler wegen seiner flammenden Predigten in der Kirche, den "Savonarola" getauft hatten. Er war auch Vater eines vollen

wie die andere". Mit diesen Töchtern und anderen Mitschülern veranstaltete der Pfarrer zur Erbauung der Eltern und der ganzen Gemeinde Vorstellungen in der Form von lebenden Bildern, eine damals sehr beliebte und verbreitete Volkskunst. Claus wurde auserwählt in einem solchen Bild den Schmied von Kochel darzustellen, einen geschichtlich verbürgten Volkshelden der bayrischen Berge. Die Wahl traf auf ihn wegen seiner in der Lehre erworbenen Fachkenntnisse und der dazugehörigen körperlichen Statur, aber auch weil er noch die lange Lederschürze und die langen, am Knöchel zugebundenen Lederhosen besaß, die die Berufskleidung der Schmiede ausmachten. Zwischen Claus und einer der schönen Pfarrerstöchter bahnte sich eine zärtliche Beziehung an, die sich jedoch in den Grenzen einer kindlichen Liebelei hielt. Trotzdem wußten beide um den puritanischen Eifer des Geistlichen und waren, - obwohl ihre Treffen völlig unschuldiger Natur waren, - zu großer Heimlichkeit und zum Versteckspielen gezwungen. Rückblickend glaubt Claus, daß gerade dieser Zwang zur Geheimtuererei und die Furcht vor dem Donnerwetter des Pfarrers der Beziehung erst den Reiz und die Würze gaben.

In Claus Klasse saß auch ein etwas korpulentes, strohblondes Mädchen mit Pubertätspickeln im Gesicht, das sich sterblich in ihn verliebte und ihn mit unwillkommenen Bezeugungen ihrer Zuneigung verfolgte. Claus ging ihr so gut er konnte aus dem Weg, mochte es jedoch nicht zu vermeiden daß ein anderer Schüler, Sohn eines Landmetzgers, ihn mit Eifersucht und Haß beäugte, weil der wiederum in Claus' Verehrerin verliebt war, die aber von dem Metzgerssohn ebensowenig wissen wollte wie Claus von ihr. Der verschmähte Liebhaber machte Claus viel zu schaffen indem er dauernd Streit suchte, ihn anrampelte und auch sonst zu ärgern versuchte. Nun war der, als Schmiedelehrling, zu einem robusten jungen Mann herangewachsen und wollte sich die dauernden Verfolgungen nicht länger gefallen lassen. Er forderte also seine Widersacher zum Zweikampf vor Zeugen und Sekundanten, wie das im deutschen Akademikerethos Usus und Ehrenpflicht war. Der Zwist sollte auf dem Klo der Schule mit den Fäusten ausgetragen werden. Zur festgelegten Stunde trafen sich die Kontrahenten. Claus, der so lange den Vorschlaghammer geschwungen hatte, hatte keine Mühe seinen Gegner mit einem Faustschlag niederzustrecken und sich so für den Rest seiner Weilheimer Schulzeit von dem Peiniger zu befreien.

5. Kapitel

Nach dem 'Einjährigen' wechselte Claus Bastian von Weilheim nach München über, wo er in die Luitpold Oberrealschule eintrat und nach dreijährigem Schulbesuch am 22. März 1929 sein Abitur machte. Während des Sommersemesters sah er sich an der Münchener Universität um, wo ihn die Freiheit des Studentenlebens zwar beeindruckte, aber sein Studien- und Lebensziel noch undefiniert liessen.

Dr. Richard Bastian war während seiner eigenen Studienzeit Mitglied bei dem exklusiven Studentenkorps Germania gewesen. Er wußte, daß die 'Alten Herren' des Korps an vielen Schaltstellen der Behörden und Ämter, der Industrie und Politik, der Banken und Versicherungen saßen und dort ihren Einfluß für den Nachwuchs aus den Reihen der Kommilitonen gerne einsetzten. Korpsstudenten kamen in der Regel aus wohlhabenden Familien, denn sie brauchten beträchtliche Mittel um mit dem Aufwand der Kamaraden an Kleidung, Trinken und Speisen, Sport und Unterhaltung, auch mit Frauen mithalten zu können. Trotzdem bot Dr. Richard seinem Sohn Claus die Möglichkeit dem Korps beizutreten. Er könne aber auch seine Studien in Paris fortzusetzen, stellte er ihm frei. Claus ergriff ohne Zögern die Chance nach Frankreich zu gelangen und immatrikulierte sich an der Sorbonne.

Die französische Universität, wo er seine Studien mit freudiger Erregung über die ihm neue Umgebung begann, bereitete ihm bald Ernüchterung. Weit entfernt von der akademischen Freiheit, die er in München angetroffen hatte, herrschte dort eine Art schulischer Disziplin, die Claus allzusehr an die deutschen Mittelschulen erinnerte. Die Studenten eines Semesters sammelten sich täglich in ein und demselben Vorlesungssaal. Dort erschienen dann, einer nach dem anderen, die Professoren, deren Vorlesungen für das betreffende Semester auf dem Studienplan standen. Nicht wie in München konnte man sich die Vorlesungen aussuchen, die man besuchen wollte. Es mußte den Professoren zugehört werden, die für das jeweilige Semester verordnet waren, - friß oder stirb. Claus mußte, mit den übrigen Studenten erdulden was ihm präsentiert wurde. Er wechselte dann auch schnell in die philosophische Fakultät über, wo eine Koryphäe, Professor Victor Bache dozierte. Professor Bache war bekannt dafür, daß er seine Vorlesungen ohne Notizen hielt, immer frei sprach, - und dies mit geschlossenen Augen. Wenn nun Studenten glaubten, daß sie seine Vorträge schwänzen könnten, da er ja nicht in den Vorlesungssaal zu blicken schien, wurden sie eines Besseren belehrt, sobald sie ihn am Ende des Semesters aufsuchten um seine Unterschrift zum Nachweis der erfüllten Anwesenheitspflicht einzuholen. Trotzdem im Durchschnitt rund fünfzig Studenten im Saal waren, konnte Bache jedem von ihnen auf den Kopf zu sagen wie oft und an welchen Tagen er gefehlt hatte. Bache war berühmt für diese fast übernatürliche Fähigkeit mit geschlossenen Augen sehen zu können und für sein außergewöhnliches Gedächtnis. Seine Prominenz war aber nicht nur auf seinen akademischen Status beschränkt, er war außerdem noch Vorsitzender einer großen internationalen politischen Organisation:

.....

An der Sorbonne hatte Claus anfänglich große Schwierigkeiten den Vorlesungen zu folgen, da sein Schulfranzösisch natürlich den hohen Anforderungen der akademischen Vorträge nicht gewachsen war. Er lernte dort bald eine junge Deutsche kennen. Sie war eine häbsche Rothaarige und es stellte sich heraus, daß sie eine Enkelin des Schriftstellers Uhland war. Mit ihr bahnte sich eine zärtliches Verhältnis an - wie Claus es beschreibt: "so ein bisserl ein Techtelmechtel". Im Laufe der Zeit stellte sie Claus auch ihrer Schwester vor, die Tänzerin in den Follies Bergères war. Der junge Mann war von dieser hingerissen - "eine ungewöhnliche Frau, in jeder Hinsicht". Sie hatte sich den Künstlernamen Gutta Quemini zugelegt entsprach aber sonst nicht den Vorstellungen die man sich im deutschen Spiessertum von den Mädchen der Follies Bergères machte: sie war nicht auf Suche nach reichen Freiern, nicht auf Jagd nach Luxus und wertvollen Geschenken. Zwischen ihr und Claus entstand ein echtes Liebesverhältnis, das von der Schwester Marion, der Studentin, mit Wohlwollen gefördert wurde. Das Trio mietete bald darauf ein kleines, primitives Häuschen in St. Michel sur Orge. (Claus, der Bayer, sagt "bitte das "G" in Orge ganz weich aussprechen"). Dort verbrachten sie eine idyllische Zeit, die heute Claus noch unwirklich wie ein Traum erscheint. Es machte ihnen nichts aus, daß das Haus keine Toilette aufwies, sondern nur einen Kübel der regelmässig geleert werden mußte, daß auf einem Kohle-

ofen gekocht werden mußte, auf dem auch das Wasser erhitzt werden mußte, wenn jemand sich warm waschen wollte. Sie wechselten sich am Kochherd ab - Claus hat bis heute sein Talent bewahrt mit geringsten Mitteln in kürzester Zeit eine schmackhafte Mahlzeit auf den Tisch zu zaubern. Sie fuhren mit dem Vorortzug jeden Nachmittag von Chevilly nach Paris und erforschten gemeinsam all das was die Stadt zu bieten hatte, Museen, Sehenswürdigkeiten, Theater und Musikvorstellungen. Sie verbrachten Stunden am Ufer der Marne in Gesprächen - zärtlich oder politisch erregt, beschaulich oder kontrovers, doch rücksichtsvoll den zahlreichen älteren Herren gegenüber, die an den Ufermauren saßen, mit ihren Angelruten geduldig auf den Anbiß der Fische wartend, und dabei vor sich hin sinnierten.

Claus trug während seiner ersten Monate in Frankreich zur Erheiterung der jungen Frauen - und auch der mancher französischen Zuhörer durch seine holperigen Sprachkenntnisse bei. Ging er doch eines Tages in ein Tabakgeschäft, wo man in Frankreich auch Briefmarken kaufen kann, wenn der Weg zur Post zu ist, und verlangte "pour un franc cinquante du linge, s'il-vous-plait" was ihm schallendes Gelächter einbrachte.

Dr. Richard Bastian schickte seinem Sohn regelmässig seinen Monatswechsel von zweihundertfünfzig Reichsmark, - für jene Zeit ein als völlig ausreichend betrachteter Betrag, jedoch für Paris mit seinen zahlreichen Versuchungen eher knapp bemessen. So war auch meistens gegen Monatsende die Kasse leer und man mußte sich irgendwie helfen um nicht allzusehr zu hungern. So gingen die drei jungen Leute in ein benachbartes Bistro, bestellten einen Schoppen Wein und aßen Körbe von Brot, das ja immer à discretion auf den Tisch gestellt wurde. Die Wirtsleute zeigten großes Verständnis für arme Studenten und, anstatt ihnen grob die Tür zu weisen, wie das heute sicher geschehen würde, amüsierten sie sich über die Eßgewohnheiten des Trios ohne diese als Ausnützerei zu empfinden. An anderen Tagen zogen die Drei zu einem chinesischen Restaurant, wo es für viereinhalb Francs ein komplettes Menue gab. Das Essen beinhaltete, wie in China üblich, Reis in unbegrenzter Menge und sie konnten sich dort also für zwei Tage im Voraus den Magen füllen.

Mit diesem Speiselokal ist auch eines der angenehmen Erlebnisse die Claus mit Franzosen hatte, verbunden. Zunächst sah die Situation ziemlich bedrohlich aus: Claus war rückwärts aus dem chinesischen Restaurant auf die Straße getreten, stolperte über die Eingangsstufe, die er nicht sehen konnte und fiel gegen einen Kinderwagen, den eine Frau gerade auf dem Bürgersteig vorbeisob. Diese war verständlicherweise sehr erschrocken und fing an laut zu kreischen und Claus nach allen Regeln der französischen Vorstadtsprachkunst zu beschimpfen. Claus' etwas unbeholfenen Versuchen sich zu entschuldigen und sein Bedauern auszudrücken schenkte sie keinerlei Aufmerksamkeit und der Lärm ihres Wetterns gegen den jungen Mann verursachte schnell einen großen Auflauf aufgebrachter Menschen. In Frankreich, damals wie heute, genossen Kleinkinder die besondere Zärtlichkeit und Rücksicht Aller. Für Claus gestaltete sich die Situation ziemlich bedrohlich und er wußte nicht was zu tun. Sollte er sich durch Flucht retten? Doch da löste sich ein Herr aus der Menschenmenge und sprach ruhig aber bestimmt auf die zeternde Frau ein: "Es war Ihre Schuld," sagte er zu ihr, "Sie sind viel zu nah an die Tür und an die Stufe herangefahren mit Ihrem Kinderwagen, der junge Mann mußte ja darüber stolpern, da kann er wirklich nichts dafür." Claus, der schon immer die Franzosen sehr zu schätzen gewußt hatte, war nicht nur sehr erleichtert durch die unerwartete Fürsprache des Unbekannten. Er fand sich auch in seiner hohen Meinung von französischer Liebenswürdigkeit und dem Gerechtigkeitssinn der 'grande nation' bestätigt. Durch das Einschreiten des Fremden entspannte sich die Situation schnell und der Menschauflauf zerstreute sich.

Trotz den Annehmlichkeiten des Lebens in Paris die Claus in vollen Zügen genoss, fühlte er, daß die Zeit gekommen war nach München zurückzukehren und sein Jurastudium zu gutem Ende zu bringen. Schweren Herzens trennte er sich von seiner Geliebten und all dem was er in Paris gesehen und erlebt hatte.

Aus der nun folgenden Studienzeit bleiben ihm Menschen und Gesichter ebenso in Erinnerung wie Ereignisse. Er traf damals Erich Kuby, später bekannter Journalist an der Süddeutschen Zeitung, dessen Vater sich im Zweiten Weltkrieg noch mit 55 Jahren zum Frontdienst meldete. Kuby selbst, der heute noch mit seiner zweiten Frau in der Nähe von Venedig leben soll,

war eigentlich eine Rarität in der Studentenschaft Münchens, ein gemäßigter Linker. Die große Mehrzahl hatte sich, im Laufe des immer akuter werdenden Prozesses der politischen Polarisierung, auf die Seite der Rechtsradikalen, der Nazis oder zu den Linksradiakalen bekannt. Kuby war, so wie Claus sich erinnert, während ihrer Bekanntschaft offen politisch tätig und ebenso aktiv wie Claus in linksorientierten Bewegungen.

Kubys Familienangehörige galten als Intellektuelle und seine Mutter war eine bekannte Literatin. Kubys erste Ehegattin war eine Tochter des berühmten Eisenberg und Claus machte die Bekanntschaft des Familienkreises an den er freudige und erfreuliche Erinnerungen bewahrt.

Claus selbst war Mitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands geworden, verließ die Partei jedoch schon 1931, da die sich entwickelnde Schlägermentalität seinen humanistischen Gefühlen und seinem Streben nach Mäßigung und Toleranz widersprachen. Links wie rechts war der Straßenkampf nicht nur politisches Werkzeug sondern fast Selbstzweck geworden.

Als Gründungsmitglied, ja Initiator des Marxistischen Studenten-Clubs und Vorsitzender des Akademisch-Politischen Clubs war er den Nazis ein Dorn im Auge. Besonders kreidete man ihm die Verteidigung einer Lehrkraft der Universität München an, dessen Vorlesungen systematisch von Braunhemden gestört wurden. Professor Nawiasky, ein renommierter Staatsrechtler, hatte

as, allen Nationalisten und besonders den Nazis, Unverzeiliche begangen: er hatte sich objektiv zur Kriegsschuldfrage geäußert. Keiner, der die von der Rechten als 'Kriegsschuldlüge' gebranntmarkte Meinung, der Kaiser sei wesentlich am Ausbruch des Ersten Weltkriegs schuldig gewesen, teilte, keiner der sich offen zu den Thesen des berühmten Buches 'J'Accuse' bekannte entkam der physischen Bedrohung durch braune Schlägertrupps. Claus und sein Studienfreund Ernst von Borsig - aus dem Lokomotivbauergeschlecht - der 1945 von polnischen Freischärlern erschlagen wurde, trotzdem er ein völlig integrierter Mann marxistischer Gesinnung war, - hatten Nawiasky tatkräftig verteidigt als dieser von den Nazistudenten angegriffen wurde. Der Professor hatte geäußert, man müsse bei der Erörterung der Kriegsschuldfrage wohl die Fenster schliessen, denn es bestehe kein Zweifel darüber, daß "wir die Deutschen, angefangen haben".

Claus legte sein Referendarexamen am 13. Februar 1933 ab und wurde am 9. März des gleichen Jahres um 4 Uhr morgens mit großem Aufwand, zwei uniformierte Beamten der Landespolizei mit Gewehr und aufgepflanztem Bayonett und zwei Kriminalpolizisten in Zivil, aus dem Bett seines Studentenzimmers in der Münchener Kurfürstenstrasse 41 geschreckt und ohne Angabe eines Grundes verhaftet. Er betrachtet es als ein Glück, daß er sein Staatsexamen gerade

6. Kapitel

Das deutsche Volk hatte Hitler an die Macht gewählt. Die letzte demokratische Parlamentswahl fand im Vorfrühling des Jahres 1933 statt und brachte den Nationalsozialisten und ihren Verbündeten, den Deutschnationalen, die Stimmenmehrheit - und der Demokratie den Tod.

Das Wahlergebnis war für Claus Bastian ein schwerer Schlag. Für den Intellektuellen, den Humanisten, der sein ganzes Streben erstrangig auf Völkerverständigung gerichtet hatte, war der Triumph der Revanchisten, der Fanatiker und Schläger wie eine persönliche Niederlage. Er fühlte mehr als er verarbeiten und zu Ende durchdenken konnte, die herannahende Katastrophe. Das Buch Hitlers, 'Mein Kampf', das eigentlich die Absichten des unheilvollen Mannes unverhüllt erkennen ließ, hatte er, wie die meisten Nicht-Nazis, die es lasen, als wilde Propagandaschmiere abgetan. In einem zivilisierten Land mußte früher oder später doch die Vernunft die Oberhand behalten, war seine Hoffnung gewesen. Nun sollte es anders werden.

Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, war seit dem 9. März 1933 Polizeipräsidenten von München und der SS Standartenführer Reinhard Heydrich wurde Leiter des politischen Referats der Polizeidirektion München.

Die lang geplante Unterdrückung, ja Ausmerzung jeglicher Opposition konnte beginnen. Für diesen Vorgang wurde der Begriff 'Gleichschaltung' geprägt, hinter dem sich Enteignung, Freiheitsberaubung, Körperverletzung und Mord verbargen. Das Wort 'Schutzhäft' wurde zur Tarnung für die gewaltsame Verschleppung und Freiheitsberaubung ideologisch Nichtgleichgeschalteter. Nur Angabe von Gründen für Verhaftungen waren die neuen Machthaber nicht verpflichtet. Selbst wäre ihnen 'habeas corpus' ein Begriff gewesen, sie hätten darüber nur hämisch gelacht, denn am Tage nach dem Reichstagsbrand, der mit großer Wahrscheinlichkeit auf Hermann Görings Befehl entfacht wurde, also am 28. Februar 1933, hatte der greise ex-Feldmarschall Hindenburg die "Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat" unterzeichnet, die Reichstagsbrandverordnung wie sie allgemein genannt wurde.

Deutschnationale Kreise selbst hatten den Scherz in die Welt gesetzt: "man muß vor dem Alten (Hindenburg), sogar das Klopapier verstecken, sonst unterzeichnet er auch das noch, - ob benutzt oder unbenutzt". Vorher schon war die deutschnationale, paramilitärische Stahlhelmorganisation gemeinsam mit Hitlers S.A. zur Hilfspolizei ernannt worden. Jetzt war der Artikel 114, der die Personenrechte der Bürger garantieren sollte mit einem Federstrich außer Kraft gesetzt worden. Der Rechtsstaat war gestorben.

Über das Konzentrationslager Dachau ist viel geschrieben worden. Besonders empfehlenswert, für den Historiker und den juristisch und politisch interessierten Leser, ist das Buch von H.-G. Richardi. Es enthält auch ein ausführliches Kapitel über Claus Bastian, der nach seiner Verhaftung durch die Münchener Polizei mit dem ersten Transport sogenannter Schutzhäftlinge dort eingeliefert wurde. Wegen der Anfangsbuchstaben seines Familiennamens war er der erste auf der Gefangenenliste und erhielt die No.1. Als erster erlebte er, wie Richardis Buchtitel es treffend beschreibt "die Schule der Gewalt" der im Laufe der nächsten zwölf Jahre Millionen Menschen zum Opfer fallen sollten. Der Häftling Nr. 1 im ersten Konzentrationslager ist einer der wenigen, die ein solches Lager, die Greuel und Brutalitäten, ohne bleibende Körperschäden überstanden. Das Trauma der Hilflosigkeit gegenüber Willkür und Gewalt prägten jedoch seinen Geist und seine Weltanschauung für sein ganzes weiteres Leben. Er war Zeuge der ersten von mehr dreißigtausend Morden, die im Lager begangen wurden bis es durch amerikanische Truppen am 29. April 1945 befreit wurde.

Die Verhaftung noch in der Dunkelheit des März Morgens war dem Juristen, der mit seinem ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl der Wahrung geltenden Rechts und verfassungstreuer Ordnung verschrieben war, wie ein Schlag ins Gesicht, die bewaffneten Polizisten eine finstere Drohung, die Durchsuchung seines Zimmers nach 'belastendem Material' eine Erniedrigung, Willkür von der Hand der legitimen Ordnungsmacht ein Paradox. Er hatte, wie die große Mehrzahl der Deutschen die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt.

Der wohlgeordnete Ablauf der Ereignisse: Polizeirevier, Zeislerwagen zur Polizeidirektion, Polizeigefängnis, Einlieferung in eine überfüllte Zelle, bringen ihm das Ominöse seiner Lage immer mehr zu Bewußtsein. Einige von den mehr als vierzig seiner Mitgefangenen müssen wohl mehr erahnt haben als Claus, - in tiefster Verzweiflung begehen sie Selbstmordversuche, die mangels geeigneter Instrumente und dank des Eingreifens

von Leidensgefährten erfolglos bleiben. Claus innerlich vor Entrüstung, Wut, kochend sitzt zusammengekauert auf dem märzkalten Steinboden der Zelle. Es ist noch dunkel als sie abgeholt werden. Draußen wimmelt es von drohenden Gestalten: Braunhemden mit der Hakenkreuzbinde am Arm. Man treibt die Gefangenen, die nun aufs Schlimmste, auf Mißhandlung, ja den Tod gefaßt sind, in einen Transportwagen. Sie sehen nicht, können nicht ahnen wohin man sie verfrachtet bis die Fahrt am Gefängnis von Stadelheim endet. Dort waren noch die alten Gefängniswärter im Dienst. Es kam zu keinen Brutalitäten. Die Gefängnisordnung war streng aber korrekt. Kurz darauf wurden die Schutzhäftlinge in das gleiche Gefängnis in Landsberg verfrachtet, wo der 'Führer' seine Strafe für den Putsch abgesessen und sein Programmbuch 'Mein Kampf' geschrieben hatte. Bastians erster Eindruck dort wurde vom Klopapier geprägt: es war schwarz! Die Insassen sollten keine schriftlichen Nachrichten austauschen oder nach draußen zu schmuggeln versuchen. Zunächst war er im oberen Stockwerk in einer Zelle untergebracht die noch einen gelegentlichen Sonnenstrahl empfing. Als er jedoch auf dem Amtsweg um ein Gespräch mit dem Gefängnisdirektor gebeten hatte, der ihn in Gegenwart des Oberaufsehers empfing, nach der Weisung: "wenn Du da jetzt neikomst, mußt Du strammstehn mit die Händ andr Hosennaht, sonst gibts was" stellte er fest, daß der Direktor, selbst Jurist, ihm dem Jungen Kollegen gegenüber, geniert-mitleidig gestimmt zu sein schien, -trotz seiner Goldlitzen an der Uniform. Claus wurde in eine Erdgeschoßzelle verlegt, wo die Kloschüssel hinter einem Vorhang versteckt und nicht wer offen dastehend war. Die neue Zelle hatte einen dunkelgrünen Lackanstrich, empfing aber keinerlei Sonnenlicht mehr, - alles in allem ein schlechter Tausch, den ihm die Beschwerde eingebracht hatte.

Am 22. März 1933 kamen die ersten rund zweihundert Häftlinge aus dem Gefängnis in Landsberg, wohin sie aus München auf dem Umweg über das Gefängnis in Stadelheim gebracht worden waren, auf offenen Lastwagen in Dachau an. Seit ihrer Festnahme waren sie über ihr Los im Dunkeln geblieben. Niemand hatte gewußt wohin es gehen sollte und kaum einer hatte je zuvor die alte Pulverfabrik gesehen in die sie eingeliefert wurden.

Seit Kriegsende 1918 waren die Deutschen Werke, in denen bis dahin Munition hergestellt worden war, geschlossen. Wie üblich in Fabriken wo Explosivstoffe hergestellt und verarbeitet werden, waren die Arbeitsgänge, zwecks Verminderung der Gefahr, auf eine große Anzahl von Gebäuden verteilt gewesen, die sich jetzt in desolatem Zustand befanden. Im März 1933 war nur ein Gebäude, in dem früher die Fabriksleitung und Verwaltung untergebracht waren, brauchbar und wetterdicht. Es war mittels eines hohen Stacheldrahtzauns vom übrigen Werksgelände abgetrennt und zur Aufnahme der Häftlinge bestimmt worden.

Zu jener Zeit waren die städtischen Polizisten in blaue Uniformen gekleidet und die Landespolizei in grüne. Letztere, die Grüne Polizei, stellte das Wachpersonal für das Lager. Kaum vom Lastwagen herunter, wurden die Verhafteten in den Keller des Gebäudes beordert wo sie mit deutscher Gründlichkeit registriert und in alphabetischer Reihenfolge nummeriert wurden. Gefängniskleidung gab es damals noch nicht, so verblieben sie in ihrer Zivilkleidung, die sie seit ihrer Gefangennahme nicht hatten wechseln können. Auch gab es keine Aufnahnummern. Diese und weitere degradierende Maßnahmen wie der Kitchenhaarschnitt, sollten den 'Schutzhäftlingen' erst später von anderen Bewachern aufgezungen werden.

Die erste Nacht im Lager bleibt Claus in klarer Erinnerung. Im Obergeschoß des Verwaltungshauses waren zahlrrreiche leere Räume, jedes Mobliars entblöst. In diese wurden die Ankömmlinge verteilt. Nichts war vorbereitet und so mußten sie übernachten, mit nur einer dünnen Decke, die ihnen die Polizisten verabreichten, zwischen ihnen und dem bloßen Zementboden, nach einer Brotzeit aus Schwarzbrot und etwas Wurst zu der ihnen ein mitleidiger Kommandeur heißen Tee verabreichen ließ.

Für Menschen, die soeben aus einem geregelten Heim herausgerissen worden waren, war die nächtliche Kälte der Unterkunft schlimm genug, selbst wenn kaum einer von Ihnen großen Luxus gewohnt war, doch für die Kranken unter ihnen, manch einer noch an Rheuma aus seiner Kriegsdienstzeit leidend, war es grausam.--- Die Hundertschaft der 'Grünen' (der Bayrischen) Landespolizei stand unter dem Kommando eines Hauptmann Schlemmer. Er und seine Männer waren, wie Bastian sagt, MENSCHEN, Mitmenschen, die pflichtbewußt, korrekt ohne Brüllen, ohne Schläge und Drohungen ihren Dienst nach Vorschrift taten. Was sie aus den im Hof aufgestellten Gulaschkanonen zu essen bekamen, wurde auch den

Gefangenen verabreicht, nicht mehr und nicht weniger. Da die Häftlinge ja von der Aussenwelt völlig abgeschlossen waren, sich nichts besorgen konnten, waren sie umso dankbarer, wenn ihnen die Polizisten gelegentlich Zigaretten zusteckten – wohl wissend, daß das Rauchen im Lager verboten war.

Schlemmer erlaubte nun den Gefangenen, unter Eskorte, aus dem Drahtverhau in die Lagerhallen und verwahrlosten Gebäude der Fabrik auf Materialsuche zu gehen, um wenigstens die desolatesten Zustände zu lindern. Aus gefundenen Brettern und Kantholz konnten sie dann die ersten Liegen zimmern und wir werden sehen, daß sich aus dieser, eigentlich gut gemeinten Initiative des Polizeihauptmanns eine spätere Standardeinrichtung der KZs ergab: die Zwangsarbeit. Während der Schreiner Freiburger, Altkommunist und sein Gehilfe Jakusch, Hugo, nur daran dachten die Lebensbedingungen im Lager menschenwürdig zu gestalten und Schlemmer ihnen für diesen Zweck gestattete so recht und schlecht eine Werkstatt einzurichten, machte die SS, welche die Polizei schon bald ablösen sollte aus dieser und weiteren die sie befahl zu errichten, regelrechte Betriebe zum Nutzen der Peiniger. "Arbeit macht frei" wurde zum heuchlerisch-hämischen Slogan, der die Einweg-Eingangstore der Lager 'zieren' wird. Erinnern wir uns, daß die dreißiger Jahre von erdrückender Arbeitslosigkeit geprägt waren, ein Faktor der zur politischen Polarisierung entscheidend beitrug. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen standen auf den Programmen aller Parteien. Die NSDAP hatte den Reichsarbeitsdienst, als Vorläufer der bisher verbotenen Wiederaufrüstung, der allgemeinen Wehrpflicht geplant. So wurde das KL-Dachau zunächst als Arbeitslager verstanden und betrieben wo die Männer an Projekten wie der Trockenlegung des Dachauer Moores und beim Bau und Ausbau von Straßen beschäftigt werden sollten.

So lange die Polizei die Verantwortung über das Lager hatte, gab es keinen Zwang zur Arbeit, jeder der konnte und für den es Werkzeug gab, schaffte freiwillig, gerne sogar, denn die untätige Ziel-und-Aussichtslosigkeit des Gefangenenlebens war jungen, tatkräftigen Männern schwer erträglich.

Mit der Zeit wurden Schaufeln und Pickel, Sägen, Hämmer und Nägel ins Lager gebracht, sowie Stacheldraht: das ursprüngliche Verhau wurde bald zu klein für die ständig wachsende Zahl der Schutzhäftlinge – von denen keiner einen konkreten Grund für seine Inhaftierung, keine zeitliche Begrenzung der Gefangenschaft zu wissen bekam. Eraht konnte nur werden, daß sich die neugebacknen Machthaber vor ihnen, den Lagerinsassen, den Andersdenkenden schützen wollten, daß sie sie im Grunde fürchteten. Und Furcht macht grausam, das sollten sie bald erfahren, am eigenen Leib verspüren.

7. Kapitel

Claus war genau an seinem 24. Geburtstag ins KZ-Dachau gekommen. Der Lagerkommandant, der bewaffnete Polizisten zu Verfügung hatte, aber kein Verwaltungspersonal, holte Bastian schon in den ersten Tagen in die Schreibstube und machte ihn, unter Aufsicht eines seiner Beamten, zum Verwalter des Magazins, nachdem Gerätschaften eingetroffen waren, die zur inzwischen unumgänglichen Erweiterung des Lagers erforderlich waren.

Schlemmer war ein Mann des Gesetzes, des schriftlich niedergelegten Rechts. In der Schreibstube erlebte Claus die entrüstete Reaktion dieses Mannes der furchtlos mit dem bayrischen Innenminister Adolf Wagner, den Hitler zunächst als Kommissar über den amtierenden Minister gesetzt hatte, am Telefon haderte. Charakteristisch für die amtliche Mentalität: zunächst ging es um Zuständigkeit und um materielle, finanzielle Folgen der Aufgabe die der Landespolizei aufgebürdet worden war. Diese könne nicht aus eigenen Mitteln für die Verpflegung und Ausrüstung eines Lagers aufkommen, in dem sich mittlerweile tausende von Gefangenen ansammelten. Die Landespolizei, sagte er weiter, sei zur Wahrung von Recht und Ordnung da. Die sogenannte Schutzhaft sei in dieser Form ungesetzlich, ohne Rechtsgrundlage. Er gab zu verstehen, daß er den Rückzug der Polizei von diesem Einsatz befürworten würde.

Wiederum passte die Situation ins Konzept der Nazis. Die Unterdrückung, ja Ausmerzung aller Opposition konnte nicht einer Polizei überlassen werden, die im Sinne der Legalität ausgebildet worden war. Diese Aufgabe mußte den fanatisierten Trägern der braunen Uniform übertragen werden. Die schwarze Uniform der SS kam erst später; zunächst unterschieden sie sich von der S.A. nur durch die schwarze Uniformmütze mit dem Totenkopffemblem. Die Häftlinge mußten dem Schutz der Gesetze entzogen und der Willkür des politischen Machthabers ausgehändigt werden um ihrer sicher zu sein. Die künstlich geschürte Angst vor allen Andersgesinnten, den Nichtgleichgeschalteten mußte unweigerlich zur Auslieferung der Wehrlosen in die Hände der unkontrollierten Fanatiker, darunter viele Sadisten führen.

Bastian ist nicht der Einzige, der sich damals schon und heute noch immer fragen, wie es dazu kommen konnte, daß junge Männer aus mittelständischen oder kleinbürgerlichen Familien sich dazu bereit finden konnten, ihre Menschlichkeit und die religiösen Prinzipien zu vergessen mit denen sie doch fast ausnahmslos aufgewachsen waren. Eher zu begreifen sind noch die Anführer, die sich vielfach ehemaligen Soldaten aus dem Großen Krieg gewesen waren, - manch ein Mächtetern Held, der die Niederlage des Kaiserreichs nicht verkraften konnte, der die Schuld am Zusammenbruch nicht in den eigenen Reihen und nicht bei den Herrschenden jener Zeit finden wollte sondern die Schuldigen akribisch unter den Friedliebenden, den Roten und den Anderen, - den leicht identifizierbaren Juden suchte und gefunden zu haben glaubte. Viele von ihnen hatten in den sogenannten Freikorps gegen Räterepublik und streikende Arbeiter gekämpft. Sie hatten den Glauben an die Allmacht der Gewalt, an Faustrecht und Feuerwaffe über, und eben durch, die Zeiten der Ohnmacht in der Niederlage beibehalten. Kaum einer dachte über die Paradoxe im Feindbild der Nazis nach, das den Juden, den Kapitalismus und den Kommunismus, zu einem, die Weltherrschaft suchenden, finsternen Gespenst verschmolz.

Die Jungen waren ein Produkt ihrer Zeit. Viele erlebten hautnah die Nöte und Entbehrungen des Kriegs und seiner Folgeerscheinungen. Die wirtschaftlichen Ängste der Eltern in Inflation und Arbeitslosigkeit, die Unfähigkeit der Politiker Stabilität und Aufschwung herbeizuzaubern. Sie waren nur allzu bereit an falsche Götter zu glauben und an den Mesias der die Welt nach ihren jeweiligen hochgespannten Vorstellungen in Ordnung bringen würde. Die einen folgten Marx und Lenin, die anderen Adolf Hitler. Aus dem unvermeidlichen Aufeinanderprallen dieser Extreme, - die sich doch im Endeffekt ziemlich nahe standen, les extrêmes se touchent, - erwachsen Schlägertypen, Saalschlacht- und Straßenkampftrupps, die sich an der gegenseitigen Brutalität jochjubilten, sich immer weiter in sie hineinsteigerten und die in der Anonymität der Uniform und des Rudels die eigenen Ängste überwinden konnten, - sich umso sicherer fühlten, je mehr sie dem Gegner Gewalt antaten bis die Gewalt zum Selbstzweck wurde, so sehr fanden sie daran Gefallen.

Noch in der letzten Märzwoche zieht ein SS-Trupp in Dachau ein. In der Nacht vom 25. zum 26. wird er von München auf Lastwagen zum KZ gebracht und marschiert in Reih' und Glied ins Lager und tritt vor dem Befehlshaber, dem Freiherrn und SS-Oberführer von Malsen-Polickau an.

Die Ansprache, die ihnen ihre Aufgabe hier eindeutig klar macht, wird von zahlreichen Häftlingen, die trotz der späten Stunde durch den Lärm aus dem Schlafe gerissen werden, mitgehört und Bastians klare Erinnerung an das Ereignis ist durch das Zeugnis anderer untermauert. Der Text der Ansprache, der in Richardis Buch zitiert wird, entspricht Wort für Wort dem, den Claus Bastian noch heute, 1987, nachvollziehen kann, - so tief war der Eindruck der Stunde.

"Kamaraden von der SS. Ihr alle wißt wozu uns der Führer berufen hat. Wir sind nicht hierhergekommen, um diesen Schweinekerlen dadrinnen menschlich zu begegnen. Wir betrachten sie nicht als Menschen, wie wir sind, sondern als Menschen zweiter Klasse. Jahrelang haben sie ihr verbrecherisches Wesen treiben können. Aber jetzt sind wir an der Macht. Wenn diese Schweine zur Macht gekommen wären, hätten sie uns allen die Köpfe abgeschnitten. Daher kennen wir auch keine Gefühlsduselei. Wer hier von den Kamaraden kein Blut sehen kann, der paßt nicht zu uns und er soll austreten. Je mehr wir von diesen Schweinehunden niederknallen, desto weniger brauchen wir zu füttern".

Die Ängste der Gefangenen steigern sich bis zur Verzweiflung und werden sich erst am nächsten Morgen etwas beruhigen: die grüne Polizei ist noch im Lager. Deren Posten hatten die Ansprache des SS-Führers auch mitgehört, waren auch entsetzt, versuchten die schlimmen Befürchtungen der Gefangenen zu beschwichtigen. So lange die Polizei da sei, würde nichts passieren. Was sich jedoch ereignen würde, wenn sie abberufen würden, wagte niemand zu denken, weniger noch zu sagen.

Unaufhaltsam kommt das Unheil auf die Häftlinge zu: noch in der Woche, die auf das erste Erscheinen der SS im Lager folgt, wird Himmler zum Kommandeur der Politischen Polizei für ganz Bayern und am 2. April entzieht er das Lager der Zuständigkeit der Landespolizei. Er unterstellt es der Hilfspolizei die sich aus S.A. und SS Verbänden zusammensetzt. Nochmals versucht die Polizei sich zu widersetzen und so bleibt wenigstens die Führung der SS-Bewacher noch für kurze Zeit in den Händen von Polizeioffizieren.

Jedoch schon neun Tage später sollte sich die Situation von Grund aus verändern. Die ersten fast 140 SS-Männer rücken ins Lager ein und Polizeihauptmann Schlemmer wird abgelöst. Sein Nachfolger Winkler wird sich gegen den Kommandanten der SS-Truppe, Sturmhauptführer Wackerle nicht durchsetzen können. Am gleichen Tag trifft der zweite Gefangenentransport in Dachau ein. Wie schnell sich das Lager füllte, kann aus der ständig wachsenden Anzahl der SS-Männer abgeleitet werden: innerhalb von drei Wochen stieg ihre Zahl auf 234 an. Am 30. Mai 1933 mußte die Landespolizei das Lager mit allen Beständen an Waffen, Gefangenenbekleidung und Einrichtungsgegenständen der SS mittels eines beamtengewissenhaften Protokolls übergeben. Dem Polizeihauptmann Winkler wird darin die Auslieferung von rund 30.000 Gegenständen bestätigt.

Mitte Juni waren es schon mehr 1800 Menschen die sich im KZ-Dachau in 'Schutzhaft' befanden.

Während dieser Zeit waren die Gefangenen mit Unterstützung von Pionieren des Heeres, - damals noch Berufssoldaten der Reichswehr - schwer an der Arbeit, das Lager auszubauen und ausbruchssicher zu machen. So entsteht das sogenannte Innenlager mit seinen Baracken hinter einem unter Hochspannung stehenden Stacheldrahtzaun, in das die Insassen aus dem Verwaltungsgebäude umziehen müssen. Jüdische Gefangene werden in der Judenbaracke abgesondert. Unter ihnen sind auch die ersten Todesopfer des SS-Terrors. Vier Männer die nicht nur Juden sondern auch Kommunisten waren, werden am Nachmittag des 12. April 1933 von dem SS-Mann Steinbrenner namentlich aufgerufen: Kahn, Benario, Goldmann, nochmals Kahn. Sie werden zum Schießplatz der SS kommandiert und dort von Sturmbannführer Erpsenmüller und zwei weiteren SS-Männern in den naheliegenden Wald marschiert. Im Lager hört man Schüsse. Von den vier wird nur noch einer lebend gesehen, Erwin Kahn, der mit schwersten Verletzungen, Schußwunden, zuerst ins Lager und dann in die Chirurgische Klinik nach München gebracht wird. Was im Lager niemand bezweifelte, konnte Kahn noch vor seinem Dahinscheiden am 16. April dem behandelnden Arzt und der Krankenschwester anvertrauen. Es war drei, vierfacher kaltblütiger Mord, der schon am ersten Tag nach der Machtübernahme durch die SS in Dachau verübt wurde.

Dem Berichterstatte des Lebens Claus Bastians, stellte sich von Anfang an die Frage: wie konnte dieser Mann, besser als so viele seiner Leidensgenossen, jedenfalls körperlich fast unversehrt die Schrecken des Lagers überleben? Zweifellos war eine große Portion Glück dabei. Jedoch gibt

es eine Antwort des Mannes selbst: das Geheimnis war, nicht aufzufallen. Als die SS ins Lager einzog, war Bastian im Magazin beschäftigt, an einem Posten an den ihn noch Polizeihauptmann Schlemmer gestellt hatte, der einen an Ordnung gewöhnten, schreibtüchtigen Mann brauchte. Im Magazin war Bastian die meiste Zeit für die Wachmannschaft nicht sichtbar, ja konnte sich ohne offenen Regelverstoß fast unsichtbar machen. Er war eigentlich kein Stadtmensch sondern durch seine Kindheit der Natur viel näher als die große Mehrzahl der Gefangenen und instinktiv folgte er, der in Freiheit so streitbare Verfechter von Gerechtigkeit, dem Beispiel verfolgter Tiere: drohender Gefahr, gegen die Brachialkraft aussichtslos erschien, durch Beweglosigkeit, durch Schwer-oder-Unsichtbarmachen zu entkommen.

Unter den ersten Mitgliedern der schwarz-braunen Wachmannschaft war ein verkrachter Jurist des gleichen Namens wie der Justizminister Frank, der sich Frank III nannte. Er verfasste unter anderem die Lagerordnung und die Dienstvorschriften für das KZ und seine Schergen. Der sofortige Tod durch die Schußwaffen der SS drohte jedem der einen Fluchtversuch wagen würde, der einen SS-Mann nur anrühren würde. Außer diesen Standrechtsregeln, wurde von Lagerkommandant Wäckerle noch ein ausgeklügeltes System von Strafmaßnahmen, eingeführt, soviel Claus Bastian erfahren konnte, von Frank erdacht und formuliert. Während die SS nach Belieben mit dem Ochsenziemer in der Hand ihr Mütchen den Gefangenen kühlte, ohne von irgend jemand gehindert zu werden,

rde nun die Prügelstrafe auch offiziell eingeführt. 25 Stockschläge wurden als Mindeststrafe und meist in Gegenwart aller Mithäftlinge verabreicht.

Frank, dessen Namen auch von Richardi in anderem Zusammenhang erwähnt wird und der sich mehr als einmal seiner angeblichen Verwandtschaft als Bruder oder Vetter des Justizministers rühmte, muß es wohl einmal zu oft getan haben, denn er verschwand noch zu Bastians Zeit aus der Dachauer SS-Truppe.

8. Kapitel

Claus Bastian war auch hier Zeuge der Umstände die zwangsläufig zur endgültigen Gestaltung aller späteren KZs beitrugen. Der begrenzten geistigen und organisatorischen Begabung der 'Schöpfer' des KZ-Systems ist eine Vorausplanung dieser Maßnahmen kaum zuzutragen. Sie ergaben sich einfach so..! Es handelt sich hier um die Selbstverwaltung des Lagers durch die Inhaftierten. Die Schutzhäftlinge in Dachau hatten, - im Nachhinein betrachtet - noch Glück, daß dort dieses System eher segensreiche als katastrophale Folgen mit sich brachte, wie dies in späteren Lagern der Fall war. Primo Levi hat solche in seinen Büchern "Survival in Auschwitz", "The Reawakening", "Moments of Reprieve" und ganz besonders in seinem jüngsten "The Drowned and the Saved" (Die Ertrunkenen und die Geretteten) aus hautnaher Erfahrung beschrieben. In den späteren, den Ausrottungslagern, war der tausendfache Tod allgegenwärtig. Kein Wunder also daß sich Gefangene dort dazu hergaben, den Peinigern zu helfen um sich so eine geringfügig bessere Gegenwart und eine vielleicht gereringfügig längere Zukunft zu sichern. Aus den Reihen der Insassen gab es dann brutale Kapos, Läusekontrollen, Betteninspektoren, Nachtwächter und Kesselwäscher, Leichenträger und Goldzahnausreisser die fast ähnlich wie die SS-Mörder selbst zu Herren über Leben und Tod, über Folter und Qualen ihrer Leidensgenossen wurden. Diese Lager entwickelten sich besonders nach der offiziell von den Parteiorganen beschlossenen 'Endlösung' zu Mikrokosmen in denen der Schmerz und das Leiden, die Entwürdigung und die Furcht, die niedrigsten Züge der menschlichen Natur zum Ausbruch brachten, - Schlachtopfer sich gegen das Schlachtopfer wendete, das sein Leidensgefährte war.

Dachau unterschied sich von diesen dadurch, daß es kein Vernichtungslager war wie Treblinka oder Auschwitz. Wohl wurden dort täglich Menschen gepeinigt und ermordet, es war aber noch keine Todesfabrik wie die späteren Lager. Was dort geschah war unmenschlich und grausam genug, es regierte die Angst. Ausgenommen die Juden und die kommunistischen 'Bonzen' wie die Nazis Parteifunktionäre nannten, hatten die Häftlinge aber noch nicht die absolute Gewißheit nie wieder herauszukommen, rettungslos verloren zu sein, das Wissen um den unausweichlichen Tod und um unaussprechliche Foltern. Solange der Mensch die Hoffnung auf Überleben nicht aufgegeben hat, ist er noch bereit Anderen zu überleben helfen, ihre Schmerzen zu lindern, kurzum MENSCH zu bleiben. Hinzu kam, daß die SS selbst damals keinerlei Vorstellungen hatte, wie man ein Lager organisiert und verwaltet. Sie konnten zwar prügeln und eine Feuerwaffe abdrücken, sie konnten Flucht erschweren, fast unmöglich machen. Zu mehr, besonders zu Verwaltung, waren die Wächter nicht fähig.

Es begann wohl mit dem Krankenrevier, das eingerichtet werden mußte nicht nur um die durch Hunger und Kälte hervorgerufenen Krankheiten zu behandeln sondern auch um die Opfer der Misshandlungen wieder arbeitsfähig zu machen. Die Gefangenen wurden zu Leichenträgern und Sanitätern bestellt. Ein jüdischer Arzt, Dr. Katz, bemühte sich mit unermüdlicher Hingabe um die Gepeinigten, versuchte, ohne die elementarsten Pharmaka und Instrumente, die Leiden zu mildern. Er tat dies, trotzdem ihn Claus Bastian in einem Gespräch unter vier Augen warnte, daß er nun schon zuviel wußte und daß sein Wissen um die Verbrechen der SS Leute ihn in größte Gefahr bringen würde. "Diese Kriminellen," sagte Claus, "können es sich nicht leisten Mitwisser je wieder rauszulassen." Dr. Delvin Katz, den der Lagerkommandant Wackerle ins Krankenrevier befohlen hatte, - wobei er ihm eine frühe Entlassung aus dem Lager in Aussicht gestellt hatte, - weil kein anderer, arischer Arzt vorhanden war, war sich der Gefahr in welcher er schwebte wohl bewußt, wollte aber seine Leidensgefährten nicht im Stich lassen und nahm das tödliche Risiko auf sich. Er wurde dann auch aus dem Krankenrevier, wo er zunächst seine Schlafstätte hatte, in die sogenannte Judenbaracke verlegt und unter Gebrüll der Wachmannschaften zu den schwersten und schmutzigsten Arbeiten in die Kiesgrube geprügelt um dann, am 17. Oktober 1933 spurlos zu verschwinden. Er, wie auch der am folgenden Tag und nach grausamsten Mißhandlungen verschwundene Anwalt Dr. Rosenfelder wurden weder tot oder lebendig je wieder gesehen. Der Lagerkommandant Eicke behauptete vor versammelter Mannschaft, Katz habe sich erhängt. In jenen frühen Tagen fürchtete die SS noch unerschrockene Diener des Rechts wie den Staatsanwalt Hartinger, die sich nicht mit der Erklärung "auf der Flucht erschossen" zufriedengaben, wenn ein Todesfall gemeldet wurde. In gewissenhafter Pflichterfüllung wollten sie die wahre Todesursache feststellen, befahlen Leichenuntersuchungen, Autopsien, ja in einem Fall die Exhumation eines Toten

der ohne Benachrichtigung an die Staatsanwaltschaft begraben worden war. Hartinger und sein Kollege Dr. Lacherbauer erhoben in mindestens zwei Fällen Anklage wegen Mordes gegen die Täter und wegen Verdunkelung gegen den Lagerkommandanten. Niemand wird es verwundern, daß damals keiner der Verbrecher vor Gericht gestellt wurde, trotzdem an den amtsärztlich untersuchten Leichen außer den Kopfschußverletzungen auch unverwechselbare Wunden festgestellt worden waren, die nur von schwersten Mißhandlungen, Folterungen herrühren konnten. Bis Ende des Jahres 1933 wird die Ermordung von zweiundzwanzig namentlich bekannten Männern mit Sicherheit festgestellt.

Die Parteimaschine wußte sich unbequeme Staatsanwälte vom Hals zu schaffen. Eine Versetzung in eine andere Gegend, an ein fernes Gericht wo sie den SS Schergen nicht in die Quere kommen konnten, war ein probates Mittel sie mit wenig Aufsehen loszuwerden.

Bastian war Zeuge einer anderen Methode Morde zu verschleiern, zu einer Zeit, da die Verbrecher noch die Nachforschungen der Staatsanwaltschaft München fürchteten. Zwei tote Häftlinge, die angeblich auf der Flucht erschossen worden waren, wurden in einen Schuppen nahe des Schießplatzes der SS-Truppe gebracht, wo Hobelspäne und andere Holzabfälle gelagert waren. Es steht außer Zweifel, daß das Feuer, welches noch in der gleichen Nacht im Schuppen ausbrach von den Bewachern selbst gelegt wurde. Ferner steht fest, daß die beiden Leichen schon vor Ausbruch der Flammen mit Benzin übergossen und in Brand gesteckt worden waren, denn sie lagen in einem Teil des Schuppens der von den Flammen gar nicht erfaßt worden war. Vielleicht hatte der Häftling der zur Löschung des Feuers aus seiner Baracke gescheucht worden war, die Glut zu schnell und für den Zweck der Mörder zu wirksam bekämpft, trotzdem ihm, dem Sepp Zäuner, außer einer uralten Feuerwehrspritze auf zwei eisernen Rädern keine Gerätschaften zu Verfügung standen. Auf welche Weise das Verfahren gegen die Mörder, das aufgrund der amtlich festgestellten und niedergeschriebenen Tatsachen durch die Staatsanwaltschaft eingeleitet wurde, aus der Welt geschafft wurde, kann man bei Richardi nachlesen.

Zur Sonderbehandlung an der Straßenwalze, die gewöhnlich den Juden und Kommunistenfunktionären vorbehalten war, wurde Claus Bastian nur einmal abbeordert. So tief hat ihn diese Fron beeindruckt, daß in seiner Erinnerung die Walze - von den Häftlingen 'Lina' benannt - etwa zweieinhalb Meter hoch war. Laut Richardi und auf dessen Befragung vieler Mitleidender gestützt, war sie 'fast mannshoch'. Wie dem auch sei, sie war ein ausgeklügeltes Folterinstrument. Sie mußte von zwei Reihen von Häftlingen gezogen werden, die sich wie geschundene Zugtiere mit allen Körperkräften gegen Holzknüppel stemmen mußten. Diese Knüppel waren an Eisenketten befestigt, die wiederum am Stahlrahmen der Walze hingen. Der Hohlkörper der Walze war mit Wasser gefüllt um sie zur Kompaktierung der Straßenoberfläche schwer genug zu machen. Das Wasser füllte die Walze jedoch nur zu etwa zwei Dritteln. Bei unvermeidlichen Ungleichmäßigkeiten der Marschgeschwindigkeit der 'Zugtiere' schwappte das Wasser hin und her und die Holzknüppel schlugen den Gefangenen mit unerhörter Wucht in den Bauch oder in den Rücken des Vordermanns, denn der Abstand zwischen den Knüppeln war so gering, daß Jeder fast ständig auf die Fersen des Leidensgefährten treten mußte, den er vor sich hatte. Es waren immer um die zwanzig Mann die an der Walze ziehen mußten - während ein weiterer Trupp das eben gewalzte Straßenbett, das am Lager entlang lief, mit Pickeln wieder lockern mußte, eine wahre Sysiphusarbeit also. Soviel für Himmlers Ausspruch daß die politischen Häftlinge durch nutzbringende Arbeit wieder der Gesellschaft eingegliedert werden sollten.

Als mit der Übergabe des Lagers von der Landespolizei an die SS außer der Prügelstrafe, den Folterungen im sogenannten Bunker und den Anketten, die von zahlreichen selbst Gepeinigten mit schaudererregender Anschaulichkeit in Richardi's Buch nachvollzogen werden, die Zwangsarbeit eingeführt wurde, ergab sich auch die sogenannte Selbstverwaltung des Lagers durch die Insassen. Sie wurde im Sinne der neuen Machthaber mit militärischen Dienstgraden ausgestattet: Feldwebel, Vizefeldwebel und Korporalschaftsführer. Die gut organisierten Kommunisten brachten es fertig ihre Kameraden auf diese Posten zu setzen, die sich im Lauf der Zeit zu wichtigen Schaltstellen der Macht im Lager entwickelten. Claus Bastian hat die Anfänge dieser Entwicklung miterlebt und zollt einigen dieser Männer große Anerkennung, insbesondere Josef Zäuner und Ignaz Wagenführer die sich selbst in Lebensgefahr begaben und grausamsten Mißhandlungen aussetzten um Leidensgefährten zu retten oder

deren Qualen zu mindern. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß Bastian schon im Jahre 1932 seine Mitgliedschaft bei der KP gekündigt hatte. Anlaß war zunächst die Gründung des marxistischen Studentenbundes, ein Versuch alle antifaschistischen Studenten in einer Organisation zusammenzufassen. Der Rektor der Universität München, Prof. Rehm, dessen Genehmigung benötigt war, machte zur Zulassungsbedingung, daß keine Verbindungen der Gründer zu politischen Parteien weiterbestehen dürften. Claus, den die Gewalttätigkeit der Kommunisten ebenso anekelte wie die der Nazis, zögerte nicht seinen Austritt aus der KPD in die Tat umzusetzen. Als er 1933 in Dachau seinen ehemaligen Parteifreund und 'Polleiter' - also den eigentlichen Chef der bayrischen KPD - im Lager wieder traf, pflegte er mit ihm rege politische Diskussionen, die ihn dieser Partei noch gründlicher entfremdeten. Götz hatte fast beiläufig in einem emotionslosen, ruhigen Ton gesagt: "Du brauchst mir nicht böse zu sein, aber Ihr Intellektuellen seid nichts anderes als Putzlumpen für uns, die wir jetzt brauchen um aufzuwischen, aber wenn wir das Heft in die Hand nehmen, dann werdet Ihr über Bord geworfen, dann haben wir Euch nicht mehr nötig". Claus Bewunderung für diesen und andere Kommunisten ist also durchaus nicht politisch verfärbt, sondern ausschließlich von der menschliche Größe dieser Männer motiviert.

Ein anderer mutiger Mann war der kommunistische Schreiner Freiburger, der die erste Werkstatt in Dachau einrichtete wo die notwendigsten Einrichtungsgegenstände, wie Bettgestelle, grobe Bänke und Tische hergestellt wurden. Bei einem frühen Besuch des NSDAP Gauleiters und kommissarischen Innenministers von Bayern, Adolf Wagner, im KZ Dachau, wendete sich dieser an Freiburger und fragte ihn wie sich das Lager mit den Arbeitslagern der Sowietunion vergleichen ließe, die Freiburger bei seinem Besuch in Rußland ja sicher zu sehen bekommen hätte. Freiburger antwortete, daß dort die Insassen auch arbeiten müßten, sie würden aber, im Gegensatz zum Lager Dachau, für die Arbeit bezahlt. Wagner, so erinnert sich Claus, bekam einen hochroten Kopf, beherrschte sich aber und wendete sich gleich darauf Bastian zu, der mit einem Buch in der Hand, in einer Ecke der Baracke stand. Wagner ließ sich das Buch zeigen; es war "Die Wanderer", von Knut Hamson. Auf die barsche Frage wie er dazu komme Hamson zu lesen antwortete Claus, daß dieser einer seiner Lieblingsschriftsteller sei. Wagner zeigte sich erstaunt: "Ach so!" sagte er. Dann zeigte er mit Daumen nach hinten auf einen der zehn bis zwölf SS-Leute die ihn begleiteten und befahl: "schreibt diesen Mann auf". Bastian wußte nicht was dies zu bedeuten habe, jedoch war man im Lager daran gewöhnt, daß jeder der Aufmerksamkeit erregte nur Schlimmes zu erwarten habe. Er weiß heute noch nicht, ob der Zwischenfall zu seiner späteren Entlassung irgendwelchen Bezug hat, kann es aber nicht ausschließen. Zufälle, die manche als Glück betrachten, haben in seinem Leben, so glaubt er, häufig eine Rolle gespielt.

Die SS hatte schon das Lager vollständig von der Landespolizei übernommen, als eines Tages alle Insassen an das Ufer des Weiheres beordert wurden. Dieses Gewässer hatte sich in einer alten Kiesgrube angesammelt, die noch während des Ersten Weltkriegs, also zur Zeit der Munitionsfabrik ausgebaggert worden war. Erst spät im Sommer erwärmte sich dort die Wassertemperatur, war also an diesem Apriltag noch wenige Grade über dem Gefrierpunkt. Ein Transport neuer Gefangener war eingetroffen, soviel Claus sich erinnert, kam er aus Augsburg und brachte Männer die 1918 an der Revolution, einem Aufstand oder an der sogenannten Räterepublik beteiligt gewesen waren. Einige von diesen wurden vom Lagerkommandanten ausgewählt und mußten unter drohenden Gewehren und Pistolen in den Teich waten bis sie brusthoch im eisigen Wasser standen. Dann wurden ihre Köpfe als Zielscheiben für die Steinwürfe der Wachmannschaft gebraucht bis sie getroffen umfielen, unmächtig oder halbtot aus dem Wasser gezogen werden mußten. Erst dann durften die im Karré angetretenen Mitinsassen ihnen zu Hilfe kommen.

Ein Häftling in der gleichen Baracke in der auch Bastian untergebracht war, war Alois Hundhammer, der nach 1945 eine bedeutende Rolle im politischen Leben Bayerns spielen sollte. Seine Pritsche war neben der von Bastian, der über ihn hinweg klettern mußte wenn er sich niederlegen wollte. Er war ein sehr religiöser Mann, wie Claus sich erinnert, der im Lager kaum ansprechbar war, da er immer in die Lektüre seines Breviers vertieft war. Er und Claus wurden am gleichen Tag zur Fron an der berühmigten Straßenwalze angeschirrt, eine Qual die sie beide glücklich überstanden. Hundhammers Name wird später noch in diesem Bericht auftauchen.

Unter den Bewachern befand sich ein Untersturmführer namens Steinbrenner, dessen Vater in München in der Schönfeldstrasse in seinem Geschäft Jagdwaffen, Schlagringe, Stahlruten und anderes Straßenkampfgerät verkaufte. Claus bezeichnet ihn als einen ausgemachten Psychopaten. Schon nach kurzer Zeit hatte er sich zum wohl gefürchtetsten Mann des KZ gemacht. Schwerste körperliche Mißhandlungen Wehrloser bereiteten ihm offensichtlich Freude und Genugtuung. Zeitweise lief er mit der entschulten Pistole in der Hand durch die Straßen zwischen den Barracken des Lagers, sah sich nach allen Seiten um und schoß auf jeden Häftling den er zu Gesicht bekam. Mehr als einmal wurden Menschen verwundet, der eine oder andere tödlich. Bei seinem Kommen lief der Ruf durchs Lager "Achtung, der Steinbrenner kommt" und jeder der konnte verkroch sich ins Innere einer Baracke. Und manchmal, nachdem er einen Menschen niedergeschossen hatte, ging er in eine der Barracken, setzte sich auf einen Stuhl oder Schemel und lamentierte mit schluchzender Stimme, manchmal tränenreich heulend: "Ich weiß nicht warum ich's getan hab". Viele der Verbrechen, dieses Mannes, die nach dem Krieg auch gerichtlich verfolgt und geahndet werden werden auch in Richardis vielzitiertem Buch von Augenzeugen beschrieben.

Ein anderer SS-Mann namens Wickelmair war der Sohn eines bekannten und beruflich hoch geschätzten Rechtsanwalts aus Straubing. Claus erinnert sich, daß dieser Mann des Öfteren vor den Dunkelzellen, die der Sonderbestrafung von Insassen für angeblich Vergehen dienten, zum Wachdienst eingeteilt war. Claus Bastian war merkwürdig davon berührt, daß der SS-Mann, während er dort sitzend seiner Aufpasserpflicht nachkam, Spinoza las. Es war Bastian schwer diesen Literaturgeschmack mit einem Bekenntnis zu Hitler in Einklang zu bringen. Bemerkenswert ist an dieser Stelle, daß der Rechtsanwalt Bastian, nachdem der Nazispuk beendet war, den gleichen Wickelmair vor Gericht zu verteidigen hatte, wo er wegen seiner Taten zu Verantwortung gezogen wurde. Es gelang Bastian eine gnädige Strafe von nur sechs Jahren Gefängnis für ihn zu erwirken. Sein Mandant, der ihm für diese Leistung dankbar war, versuchte der Inhaftierung im Stadelheimer Gefängnis, - wo, wie uns erinnerlich, Claus nach seiner Verhaftung 1933 zunächst eingeliefert worden war, - zu entgehen. Erfolgreich simulierte er geistige Umnachtung und wurde deshalb in die Irrenanstalt in Haar eingeliefert. Es dauerte nur kurze Zeit und er merkte, daß Haar noch unangenehmer war als das Gefängnis. Daraufhin tat er Alles um sich wieder gesund schreiben zu lassen, war auch hiermit erfolgreich und wurde zurück nach Stadelheim überwiesen. Während und nach seiner Haftstrafe schrieb er mehrere Briefe an seinen Anwalt um sich bei ihm dafür zu bedanken, daß er kraft Bastians Bemühungen, so glimpflich davongekommen sei.

Frau Maria Bastian, geborene von Koczian, glaubt nicht, daß

aus dem Konzentrationslager Dachau gespielt hat. Aufgrund seiner Tätigkeit bei und für den Marxistischen Studentenbund, wurde er bekanntlich beim sowjetischen Reisebüro INTOURIST eingestellt. Dort wurden Reisen in die UdSSR organisiert und in Deutschland verlegte kommunistische Literaturerzeugnisse, Bücher und Zeitungen verkauft. Schon für 185 Reichsmark konnte man damals bei INTOURIST Reisen nach Moskau buchen, eine preiswerte Möglichkeit, die sich ziemlich zahlreiche Parteigenossen und Sympathisanten zu Nutze machten. Facharbeiter wurden damals von den Sowjets umworben und mancher Tourist blieb im vermeintlichen Arbeiterparadies um dort ein neues Leben aufzubauen. Die Meisten jedoch kamen nach kurzem Aufenthalt zornig und schwer enttäuscht in die Heimat zurück: die Lebensbedingungen, selbst für die Bestqualifizierten, waren viel ärmlicher als die des Ärmsten in Deutschland, die mißtrauische Bespitzelung durch die Geheimpolizei, die sich zu jeder Zeit, Tag und Nacht, Zugang zu den Wohnungen, besonders der dort arbeitenden Ausländer, erzwang, wurde ihnen bald unerträglich.

Die Büros von INTOURIST waren im Erdgeschoß eines Gebäudes untergebracht, das dem jüdischen Textilhaus Haymann gehörte. Die Leitung der Reiseagentur hatte Richard Scheid, der für kurze Zeit während der Räterepublik deren Kriegsminister gewesen war. Im dritten Stockwerk des gleichen Hauses befand sich die Kanzlei eines bekannten Scheidungsanwalts, Dr. von Skanzoni. Dieser war der Stiefvater von Maria von Koczian, die auch bei ihm als Kanzleisekretärin arbeitete. So kam es, daß Claus Bastian und Maria sich häufig im Flur des Hauses begegneten, ohne jedoch zunächst nähere Bekanntschaft zu schließen. Eine solche kam im Grunde erst durch einen weiteren Zufall zustande. Im gleichen Gebäude, in dem INTOURIST Räume mietete, befand sich auch das offizielle französische Reisebüro, das von Roger Bertrand geleitet wurde. Mit ihm wurde Claus schnell bekannt und es entwickelte sich eine enge Freundschaft, die sich auf viele Gemeinsamkeiten stützte: Claus sprach ganz gutes Französisch, kannte Bertrands geliebtes Paris und beide waren begeisterte Skifahrer. Zu einer Zeit als Skilifte noch unbekannt waren und nur wenige Berge mit Seil- oder Zahnradbahnen zugänglich waren, fuhren die beiden des öfteren an Wochenenden mit der Bahn in die Gegend von Schliersee, nach Neuhaus im Rotwandgebiet, um dort mit Seehundfellen unter den Skiern, in die meist unberührten Hängen zu steigen. Bertrand war ein tollkühner Läufer, der am Liebsten 'freihändig' fuhr, das heißt ohne Stöcke zu Hilfe zu nehmen.

Eines Tages, nachdem sie ihren Tagesausflug beendet hatten, fuhren die jungen Männer auf einem sogenannten Ziehweg zu Tal um durch den Wald auf den unteren Hängen zur Bahnstation zu gelangen. Diese Wege waren eigentlich für die Hörnerschlitten der Bergbauern bestimmt, auf denen sie Winterheu für ihr Stallvieh und die Förster Holzstämme nach unten brachten. Auf diesen Pfaden, die beiderseits mit tiefen Kufenspuren begrenzt, und zudem in der Mitte von den Absätzen der genagelter Bergschuhe der Schlittenführer und Bremser zerklüftet waren, gab es keine Ausweichmöglichkeiten. Abschwingen oder wirksames Bremsen war auf dem engen Weg nicht zu bewerkstelligen und so kam es zu einem unsanften Zusammenstoß zwischen Claus, der Bertrand vorausfuhr und der zufällig auch dort abfahrenden Maria von Koczian, der im tiefen Schnee beiderseits der Schlittenspur endete. Die buchstäblich mit einer Kollision begonnene 'nahe' Bekanntschaft der beiden wurde, nach den angebrachten Entschuldigungen seitens Claus, im Zug auf der Heimfahrt mit einer angebotenen Zigarette etwas gefestigt. Ein weiterer günstiger Zufall wollte es, daß beide unter den vielen Zigarettenmarken, die es schon 1933 auf dem deutschen Markt gab, die gleiche, nämlich Gold Flake, rauchten. Maria war damals schon und ist heute, mehr als fünfzig Jahre später, eine auffallend schöne, großgewachsene und aparte Erscheinung und hatte es Claus sofort sehr angetan. Es bedurfte kaum des Hinweises seines Freundes Roger Bertrand, der ihm mit hellwacher Beobachtungsgabe noch am gleichen Abend sagte: "Du, das wäre die richtige Frau für Dich".

Am nächsten Tag schon kam Maria ins INTOURIST-Büro und wollte sich mit einem ganzen Paket Gold Flake Zigaretten für die im Zug geschenkte revanchieren. Im Vergleich zu Claus, lebte Maria in viel besseren finanziellen Verhältnissen. Außer ihrem Arbeitsgehalt aus der Anwaltskanzlei, bezog sie auch eine Apanage aus dem Hause Fürstenberg. Ihre Mutter Amelie, mit Gustav von Koczian verheiratet, war nämlich eine geborene Fürstenberg. So konnte Maria sich eine gemütliche Wohnung in der Dollingerstraße leisten, die Claus bald kennenlernen sollte.

9. Kapitel

Claus Bastian muß auf Maria ebenso attraktiv gewirkt haben, wie sie auf ihn, denn ihre Bekanntschaft entwickelte sich schnell zu einer Liebesgeschichte, die noch in ihrer größten Blüte stand, als Claus verhaftet wurde. In Dachau galten zunächst die Briefwechselregeln wie sie in den bayrischen Gefängnissen üblich waren: wöchentlich durfte ein Brief geschrieben und einer empfangen werden. Sobald Maria vom Aufenthaltsort ihres Geliebten wußte, nutzte sie die erste Mittagspause ihrer Bürotätigkeit bei Scanzoni und 'sauste', wie sie sagt, per Eisenbahn und Fahrrad zum Lager nach Dachau. Dieses bestand damals nur aus einer Baracke und einem Fabrikschornstein, erinnert sie sich. Sie wurde recht wohlwollend durchgelassen, konnte jedoch Claus nicht entdecken. So blieb ihr nichts übrig als lauthals zu verkünden, daß es sich bei der Festnahme Bastians nur um einen blöden Irrtum handeln mußte. Das mitgebrachte Päckchen durfte sie wohl bei den Wachen für ihn hinterlassen. Sie unternahm nun alle ihr möglichen Anstrengungen um seine Entlassung zu bewirken. Als erstes wandte sie sich an den Kunstmaler Fechtner der mit Claus älterer Schwester, der Malerin verheiratet war. Fechtner hatte zunächst für den Simplizissimus, die schon damals renommierte satirische Wochenschrift, gezeichnet und gemalt und sich als Künstler einen Namen gemacht. Er wechselte dann zur 'Brennessel', einem berüchtigten nationalsozialistischen Instrument der Verunglimpfung politischer Gegner. Maria rief ihn, auf Veranlassung von Claus Bastian an, mit der Frage, ob er nicht etwas für seinen Schwager tun könne. Otto Fechtner lies sie rüde abblitzen: "Es ist ganz recht, daß der eingesperrt worden ist, mit seinen kindischen marxistischen Ideen." Nun schrieb Maria zahllose Eingaben an höchste Stellen, Ministerien und Parteiorgane ohne je eine Antwort zu erhalten. Bis heute weiß sie nicht und bezweifelt stark ob ihre Gesuche je bearbeitet wurden. Schließlich fand sich ein Anwalt - wie sich herausstellen sollte von sehr mittelmässigen Fähigkeiten, - der sich bereit erklärte, selbstverständlich gegen vor auszählbares Honorar, sich der Sache anzunehmen. Es wurde eine Verwaltungsbeschwerde gegen die Festnahme und Inhaftierung Bastians in die Wege geleitet. Da diesem Rechtsmittel, nicht unerwartet, keinerlei Erfolg beschieden war, machte sich Claus vorsichtig und behutsam an den offensichtlich paranoiden SS-Wächter Steinbrecher heran. Er konnte diesen dann bitten, bei Fechtner vorzusprechen und diesem aus seiner Kenntnis des Naziapparats und seiner reichhaltigen Erfahrung Wege und Mittel zu weisen, die den besten Erfolg für die Freilassung Bastians versprächen. Nun konnte er nicht wissen, daß Fechtner selbst seinen Schwager als eine Bedrohung seiner eigenen Stellung im Gefüge der Partei betrachtete und ihn wegen seiner 'linken' Gesinnung auch als Staatsfeind anzusehen bereit war. Bei Steinbrenners Besuch hörte sich Fechtner zunächst das Anliegen des Uniformierten schweigend an. Dann erhob er sich und sagte mit eisiger Stimme: "Weil Sie SS-Mann und Parteigenosse sind, werde ich diesmal nichts weiteres unternehmen. Sollten Sie es jedoch wagen nochmals so etwas zu versuchen, müssen Sie verstehen, daß ich gezwungen sein werde, den zuständigen Stellen Meldung zu machen, da Sie offensichtlich einem Regimegegner zur Freiheit verhelfen wollen."

Steinbrenner unterrichtete Claus von dem Mißerfolg seiner Mission in der Verschwiegenheit des Magazins unter vier Augen. "An feinen Schwager hast, Bua" sagte er "Direkt leid kannst eim' duan" und Claus schätzte sich noch glücklich, daß der SS-Mann, dem doch der Schreck über Fechtners Reaktion auch in die Glieder gefahren sein mußte, ihn ungeschoren ließ, sich nicht an ihm für die erlittene Demütigung rächte. Wenn er nun Hoffnungen hegte, daß die Familienbeziehungen Marias ihm helfen könnten, waren diese wohl aussichtslos. Maria hatte zu ihrer eigenen, adligen Familien, mit Ausnahme ihres Onkels Max-Egon, kein gutes Verhältnis. Ihre Mutter wurde als das schwarze Schaf der Familie angesehen, hatte sie doch heimlich ihre Ehe mit Gustav von Koczian geschlossen und sich von ihm nur vier Jahre später scheiden lassen, ein Vorgang der zu jener Zeit und in den Kreisen der Fürstenbergs verdammswert erschien. Schlimmer noch, sie bekam später ein uneheliches Kind von einem Schauspieler und wurde deshalb aus dem Familienkreis und dem kollektiven Gedächtnis für immer verbannt. Hätte dieser Ostrazismus nicht bestanden, wären Bastians Hoffnungen auf eine frühe Entlassung aus dem Lager vielleicht begründeter gewesen, denn der Name allein hätte den Verwandten Marias viele Türen geöffnet: Fürstenbergs hätten Zugang zu Generalleutnant Franz Ritter von Epp gehabt der von der Regierung in Berlin zum Reichskommissar für Bayern ernannt worden war. Von Epp verdankte diese Ernennung sicher seinem Prestige als Kriegsheld mehr

als seiner Gesinnung, die Deutschnational und traditionsgebunden war. Jedoch ließ er sich von den Nationalsozialisten als Gallionsfigur mißbrauchen. Maria konnte auch ihren Stiefvater, den Rechtsanwalt Scanzoni nicht einschalten denn dieser war, wie Maria wußte ein sehr ängstlicher Mann, der beürchtete, daß seine wenig hitlerfreundliche Gesinnung bekannt werden und ihm schaden könne. Er trat sogar dem NS-Juristenbund bei und marschierte fleißig am Juristentag in Leipzig auf der Straße mit.

Wie es nun im Sommer 1933 schon dazu kam, daß Claus entlassen wurde, weiß keiner der Beteiligten aus Bastians Kreis mit irgendwelcher Wahrscheinlichkeit zu sagen. Nicht auszuschließen ist, daß der Gauleiter Wagner sich an den Häftling erinnerte der ihm bei seinem Besuch im Lager als Bewunderer von Knut Hamson aufgefallen war und dessen Namen er aus diesem Anlaß zu notieren befohlen hatte. Eine der Eingaben Marias mag ihm die Hände gekommen sein und diese Erinnerung wachgerufen haben.— Claus hatte, wie schon erwähnt am 13. Februar 1933, also wenige Tage vor seiner Verhaftung, sein Referendarexamen abgelegt. Seine gute Benotung hatte er sicherlich auch der Tatsache zu verdanken, daß neben dem prüfenden Professor auch der Geheimrat Bayerle Mitglied der Prüfungskommission war. Vor ihm und einem ausgewählten Publikum, darunter dem Ministerpräsidenten von Bayern, Heinrich Held, hatte Claus im Wittelsbacher Palais - das später zur SS-Kaserne umfunktioniert wurde - einen beachteten Vortrag über die bayrische Kammergerichtsordnung von 1495 gehalten.

Nach seiner Befreiung befand sich Bastian immer noch in einer weniger als beneidenswerten Lage. Seine Inhaftierung hatte als direkte Folge bewirkt, daß er von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen war. Da auch die Tätigkeit eines Rechtsreferendars als ein solches Amt galt und diese unabdinglich für die Vorbereitung zum Staatsexamen als Anwalt war, konnte er seine Laufbahn nicht weiterverfolgen. Er fand sich überall vor verschlossenen Türen. Er verfasste nun Eingabe nach Eingabe um diese berufsverhindernde Strafverordnung aus seinen 'roten Akten' storniert zu bekommen. Aus ihm unerfindlichen Gründen wurden jedoch seine Gesuche, wie er später erfuhr, von dem zuständigen Beamten, einem Gerichtsrat Singer, nicht weitergeleitet. Nun kam wieder ein Zufall zu Hilfe. Auf einer belebten Straße Münchens begegnete er dem SS-Mann Robert Erpsenmüller, berüchtigtes Mitglied der Wachtruppe im KZ Dachau, der ihn wiedererkannte. Dieser mußte wohl aus der Entlassung Bastians geschlossen haben, daß Claus kein gefährlicher Gegner sei und sprach ihn ganz freundlich an. Was er nun so tue, erkundigte er sich, wie es ihm ginge. Frisch heraus, wie es seine Art war, erklärte ihm Claus, daß er wegen seines Berufsverbots für öffentliche Ämter sein Staatsexamen nicht vorbereiten könne und nicht wisse wie es weitergehen sollte. Erpsenmüller fragte ihn daraufhin, wer denn für die Aufhebung des Verbots zuständig sei. Claus sagte ihm, daß, seines Wissens, nur der Justizminister Frank da eingreifen könne. "Ach" sagte der SS-Mann, "das trifft sich ja gut, den kenne ich persönlich, das ist ein Freund von mir" und er versprach sich dafür zu verwenden, daß Claus bei dem Minister zu einer persönlichen Audienz vorgelassen werden würde. Ein Besuchstermin wurde Claus dann auch gewährt und nachdem er sein Anliegen vorgebracht hatte, fragte ihn Frank warum er denn keine Eingabe gemacht habe um das Verbot aus der Welt zu schaffen. Der Bittsteller erklärte, daß er vorschriftsgemäß sein Gesuch an den Amtsgerichtspräsidenten, Herrn Singer, gerichtet habe. Diese Tatsache schien Frank richtig Freude zu machen: "Ach, die hat der Singer einfach nicht weitergeleitet". Claus reimte sich erst hinterher zusammen, daß Singer, ein eingefleischter Deutschnationaler, in seinem hohen Amt dem Nationalsozialisten Frank ein Dorn im Auge war, den er gerne losgeworden wäre, sodaß jede, auch die kleinste, Dienstvernachlässigung Wasser auf seine Mühle war. Er brachte es auch kurz darauf zustande, Singer aus seinem Amt zu entfernen. Nicht lange nach seinem Gespräch mit dem hohen Herrn, erhielt Claus die Erlaubnis seinen juristischen Vorbereitungsdienst anzutreten, der drei Jahre in Anspruch nahm.

Während dieser Zeit intensiven Studiums mußten Referendare sich mit Fällen der Vergangenheit aus der Gerichtspraxis befassen und diese von der Beweisaufnahme, aus Schriftsätzen die den Tatbestand festhielten, über Verhandlungsprotokolle, das Urteil des Gerichts herausarbeiten. Man nannte dies eine Drei-Wochenarbeit, nach der Zeit die dem Kandidaten hierfür zu Verfügung stand. Während einer solchen Arbeit litt Claus an einer äußerst schmerzhaften Zahnentzündung. Da er die vorgeschriebene Frist unbedingt einhalten wollte, also nicht gewillt war die Arbeit zu unterbrechen, griff er zur brutalen Selbsthilfe: er nahm eine Beißzange und versuchte sich den quälenden Zahn selbst

herauszureißen. Umso schlimmer war es für ihn, daß der einzige Erfolg dieser Roßkur ein abgebrochener Zahn war, den er dann doch einem kopfschüttelnden Zahnarzt zur Behandlung vorzeigen mußte.

Im Dezember 1936 heirateten Maria von Koczian und Claus Bastian und bezogen eine eheliche Wohnung in der Kleinstadt Dachau, im Erdgeschoß der Hindenburgstraße Nr. 17. Nicht nur waren die Mieten dort erschwinglicher als in München, sondern Maria wollte lieber auf dem ländlichen Standesamt getraut als in der Stadt, wo jeder die beiden kannte und ihre unübersehbare Schwangerschaft nicht allein aufgefallen wäre, sie hätte auch zu viel üblem Gerede geführt in jener wenig liberalen Zeit. Nun fuhr Claus täglich mit der Bahn nach München. Am 14. Februar 1937 kam ihr erstes Kind, die Tochter Michaela zur Welt. Kurz darauf, im März, legte Bastian sein Staatsexamen als Rechtsanwalt ab und trat sehr bald in die Kanzlei von Dr. Hühnlein in Bad Tölz ein. Trotzdem er nun nur noch an Wochenenden zu Maria nach Hause fahren konnte, empfand der junge Anwalt die tölzer Zeit als eine höchst angenehme. Der Amtsrichter von Tölz, der Staatsanwalt und der Rechtsanwalt trafen sich regelmässig im Berggasthof Brauneck und besprachen in aller Ruhe die Fälle die sie gerade beschäftigten, jeder auf seinem Gebiet und in seiner Funktion. Der Amtsgerichtsrat Kargh war eine fast legendäre Figur vom alten Schlag, wie sie oft noch in Schauspielen dargestellt werden. Unter den ersten Mandaten, die sein Kanzleichef Claus anvertraute, waren meistens Fälle von Wirtshausschlägereien und von Wilddiebstahl. An einen solchen Fall erinnert sich Claus besonders wegen der fast rührenden Einfalt des Angeklagten. Der war auf frischer Tat ertappt worden. Der Förster hatte die Hufe des Rehs gesehen, die noch aus dem Rucksack des Wilderers herausguckten und hatte ihn daraufhin verhaftet. Trotzdem leugnete der Mann seine Schuld bis zum letzten Augenblick. Als dann, am Ende der Verhandlung der Richter ihn fragte, ob er noch was zu sagen wünsche, sagte er: "Ja Herr Richter, I' bitt' um a muide Strof". Entgeistert fragte dieser: "Wissen Sie denn nicht, was Sie soeben gesagt haben, Mann?" "Noa, Hochwürden" antwortete der Wilderer. "Sie haben soeben ein Schuldgeständnis abgelegt!" rief Kargh und brummte dem Angeklagten 2 Jahre Gefängnis auf, dem er möglicherweise den Vorteil des Zweifels eingeräumt hätte.

Im Herbst des Jahres 1937 erhielt Claus Bastian dann eine Stellung bei der Industrie und Handelskammer in München zum königlichen Anfangsgehalt von dreihunterzweiundsechzig Reichsmark und fünfzig Pfennig monatlich. Dort wirkte er als juristischer Berater zwei Jahre lang, bis er am Tage des deutschen Angriffs auf Polen, am 1. September 1939, seinen ersten Stellungsbefehl zur Wehrmacht erhielt. Bei Bastians eingefleischter Abneigung gegen alle Uniformen, gegen alles wofür das Hitlerregime stand, ist es nicht verwunderlich, daß sein ganzes Bestreben nun darauf gerichtet war Zivilist zu bleiben. Er eilte in die Universitätsklinik München zu Professor Magnus und beklagte sich über starke Leibschmerzen. Da er medizinische Bücher gelesen hatte, konnte er die Symptome einer akuten Blinddarmentzündung überzeugend schauspielern und wurde prompt operiert. Nach seiner Genesung und Entlassung aus der Klinik war Claus zunächst von der Sorge der Einberufung zum Dienst in der Wehrmacht befreit. Er bewarb sich und erhielt eine Stellung bei der Allgemeinen Treuhand AG als Sachbearbeiter, wo er sich hauptsächlich mit steuerrechtlichen Fragen befasste. Für damalige Verhältnisse war sein Gehalt von 650 Reichsmark monatlich, recht ansehnlich. Es gereichte ihm zu besonderer Genugtuung als Nachweis seiner Fähigkeiten für seine Familie 'standesgemäss' sorgen zu können. Er hatte bis dann den Eindruck, daß seine Frau Maria ihn nicht ganz für voll nahm, ihm nicht zutraute einen so hohen Verdienst zu erreichen, - zu dem übrigens noch ganz erhebliche Beträge an Reisespesen zuzurechnen waren, da seine Arbeit häufig längere Dienstreisen notwendig machte.

10. Kapitel.

Schon bald nach der Geburt ihrer Tochter Michaela machten Maria und Claus Bastian, die beide begeisterte Bergsteiger waren, des öfteren Kurzurlaub und Ausflüge nach Tirol. Dies war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn die Naziregierung hatte schon die sogenannte Tausendmarksperrverordnung. Man durfte also bei Auslandsreisen, insbesondere nach Österreich nicht mehr als tausend Reichsmark mitführen. Diese Maßnahme war dazu bestimmt den großen Zustrom deutscher Urlaubsreisender nach dem Nachbarland einzuschränken. Die deutschen Besucher waren schon damals ein lebenswichtiger Faktor in der Wirtschaft des kleinen Reststaates, der nach der Auflösung des ehemaligen K. & K. Reichs nach und als Folge des Ersten Weltkriegs schwer mit Strukturproblemen sozialer, industrieller und finanzieller Natur zu kämpfen hatte. Die Regierung des Kanzlers Dollfuß, die gegen erbitterte Gegner sowohl links wie rechts im politischen Spektrum zu kämpfen hatte, war eisern entschlossen die Eigenständigkeit des Landes gegen den übermächtig großen Nachbarn zu verteidigen. Sie hatte schon einen harten Kampf gegen radikale Linke in den fast festungsartig ausgebauten Wohnsiedlungen Wiens ausstehen müssen, wußte aber, daß Hitler, selbst Österreicher von Geburt, nichts sehnlicher wünschte als alle Deutschsprachigen unter der Hakenkreuzfahne zusammenzuführen.

Die Tausendmarksperrverordnung war ein erstes Mittel um dem kleinen Land Schwierigkeiten zu bereiten und es für den Anschluß fallreif zu machen. Um diese Sperrverordnung zu umgehen, die es gewöhnlichen Menschen unmöglich machte dorthin zu fahren, reisten die Bastians ins Walsertal, das dank seiner geographischen Eigenheit schon damals einen Sonderstatus genoß. Es waren dort an der Grenze zu Österreich keine oder nur ganz seltene Zoll- oder Polizeikontrollen zu erwarten.

Marias Vater war K. & K. Rittmeister gewesen, der aus Brünn/Mähren stammte. Auch ihre Mutter kam aus Böhmen, wo die Fürstenbergs ausgedehnte Besitztümer und Wohnsitze hatten. Als es dann zu Zerwürfnissen zwischen den Eheleuten von Koczian kam und sie sich scheiden lassen wollten erwies es sich, daß in Österreich Scheidungen vom Gesetz her nicht möglich waren. Im benachbarten Ungarn jedoch konnte man sich schon damals scheiden lassen. Man mußte aber die ungarische Staatsangehörigkeit besitzen. Die konnte man durch eine List, eine Hintertür nennt es Frau Maria, erwerben. Es wurde ein Ungar ausfindig gemacht der willens war für 'den guten Zweck' eine Adoption vorzunehmen und so wurden die von Koczians - und mit ihnen Maria - ungarische Staatsbürger und ihre Eltern konnten sich geschieden werden. Für Maria allein wäre der Grenzübergang wohl problemlos gewesen, jedoch Claus, der nicht wußte in wie weit Grenzkontrollpunkte nach ehemaligen KZ-Häftlingen besondere Ausschau halten würden, zog es vor über die unbewachte Grenze vom Walsertal über den Oberalppass in den Arlberg zu gelangen, wo ihre gemeinsamen Liebe zu und in den Bergen ausleben konnten. Sie fanden ihre Unterkunft dann in Lech am Arlberg, bei einem Bauernpaar, dem Placidus und der Maria Baiser. Claus hat diese urwüchsigen Menschen als fast biblische Gestalten in Erinnerung. Placidus trug einen wallenden, Erfurcht gebietenden Petrusbart und Maria Baiser war eine madonnenhafte Erscheinung, voll stiller Schönheit und mildem Gesichtsausdruck. Die beiden hatten eine große Kinderschar, zehn oder sogar zwölf will Bastian gezählt haben.

In den Bergen und in der Gastfreundschaft der Baisers fanden die Bastians Ruhe und Erholung von den Spannungen und Anstrengungen ihres Lebens in der immer bedrohlicheren Atmosphäre des deutschen Expansionismus, der schließlich zum Krieg führte, den Hitler wollte.

Schon aus früheren Jahren war Maria Bastian eng mit einem jungen Mann, befreundet, den Claus mit Augenzwinkern "Marias Klettermaxe" nennt. Mit ihm verband sie die Begeisterung für das 'Kraxeln' in den Bergen. Gottfried Pflüger war Sohn des Generalkonsuls des damaligen bulgarischen Königreichs in München, der von Beruf Textilkaufmann in Glauchau war.

Nachdem 1938 Hitler in Österreich einmarschiert war und den sogenannten Anschluß erzwungen hatte - wobei ihm die große Mehrheit dieses wankelmütigen Volks lautstark zugejubelt hatte - beauftragte Pflüger einen Grundstücksmakler, einen gewissen Putgereit, ihm einen Bauernhof zu suchen. Sie hatten zwar den Wilden Kaiser schon gründlich 'abgeklettert' doch lag die Gegend Gottfried immer sehr am Herzen. Der Immobilienhändler kannte sich in der Gegend von St. Johann gut aus und fand alsbald ein kleines Gut in der Gemeinde Vorderhüttling, den Going-Hof. Dieser konnte für zwanzigtausend Reichsmark erworben werden und umfasste an die zwanzig Hektar. Davon waren

sehr einfaches aber gemütliches Bauernhaus, wie in Tirol üblich aus Tannenstämmen zusammengefügt auf Grundmauern aus vermörtelten Felsbrocken.

Nun hatten die Nationalsozialisten mit dem Anschluß auch in Österreich das sogenannte Erbhofgesetz eingeführt. Landwirtschaftlicher Grundbesitz durfte unter den Auflagen dieses Gesetzes nur von Landwirten erworben werden, eine Maßnahme die der "Erhaltung eines gesunden Bauernstandes" dienen sollte. Da nun Gottfried Pflüger diese Qualifikation, die den schönen Namen 'Bauernfähigkeit' trug, nicht nachweisen konnte mußte er wohl oder übel den Gedanken an den Kauf des Gehöfts aufgeben. Er teilte den Bastians traurigen Herzens diesen entsagenden Entschluß mit und ließ ihnen freie Hand sich selbst, falls sie Interesse hätten, in Going umzusehen. Schnell entschlossen fuhren die beiden nach Kitzbühel um den Hof zu besichtigen, der es ihnen sofort angetan hatte. Sie besuchten noch am selben Tag den von den Nationalsozialisten bestellten Bauernführer Guido Reisch, von Beruf Gastronom und Eigentümer eines der wenigen damals bestehenden Hotels in Kitzbühel. Sie konnten ihm ihr Anliegen fundiert vortragen: Maria war geprüfte Geflügelzüchterin, die den Beruf auf einer Spezialschule in Erding erlernt und in der Folge auf einer großen Geflügelfarm in Irland praktiziert hatte. Claus konnte seine Lehre auf dem Kiechle-Hof und bei dem Hufschmied nachweisen, sodaß dem Kauf des Erbhofs in Going keine gesetzlichen Hindernisse im Weg standen. Es galt aber nun das noch dornigere Problem der Finanzierung des Kaufs zu überwinden. Maria besaß zwar gerade die Kaufsumme von RM 20.000.-, aber sie wollte diese nicht gänzlich drangeben, denn ein Mindestmaß an Komfort mußte auf dem Hof erst geschaffen werden: eine Toilette und ein Bad, sowie Doppelfenster gegen die bittere Witterung der Berge mußten eingebaut werden um das Haus bewohnbar zu machen. So mußte das junge Paar sehen wo sie zusätzliches Kapital finden konnten. Außer einer auf dem Grundstück lastetenden Hypothek, mußten noch runde DM 9000 gefunden werden. Die Bastians wendeten sich an drei Freunde die ihnen das notwendige Geld als Darlehn zu Verfügung stellen sollten: Dr. Christoph Schmidt, der später Oberster Richter bei der deutschen Luftwaffe werden sollte, hatte anscheinend kein allzu großes Vertrauen in die Chancen sein Geld wieder zu sehen und verweigerte das Darlehn mit Ausflüchten. Dr. Woeber fand sich jedoch bereit auszuhelfen, ebenso wie Dr. Walter Seufert, Vize-Präsident am Verfassungsgericht. Mit den Jahren gelang es den Bastians sowohl die Darlehn als auch die Hypothek auf dem Hof abzustottern. Nun aber war es ihnen schon Mitte des Jahres 1933 möglich von Dachau nach Going überzusiedeln. Dieses abgeschiedene Dorf war, wie das in eng begrenzten, durch Täler voneinander getrennten ländlichen Bezirken nicht selten der Fall ist, Opfer schlimmer Verleumdungen fast abergläubischer Art. Die Bewohner standen bei den übrigen Tirolern in Verruf. Man sagte Ihnen nach, daß sie ein Diebsgesindel seien, Nachkommen von ausländischen Arbeitskräften, Italienern und Polen die vor langen Jahren zur Arbeit in dem, von Kaiser Maximilian an die Augsburger Familie Fugger verpachteten, Silberbergwerk herbeigeholt worden seien. Ihre Hungerlöhne, sagte der Volksmund, plegten sie durch den Diebstahl von Geflügel und Nahrungsmitteln, mit allem was ihnen unter die Finger kam, aufzubessern.

Diese 'Katzlmacher' hätten sich in Going seßhaft gemacht, ging die Überlieferung, hätten aber ihre ausländischen Spitzbübereien bis zum heutigen Tag beibehalten, und sich auch sonst nicht integriert. Dieses Mißtrauen färbte zunächst auch auf die Bastians ab, denn in dieser, häufig durch Inzucht und Klüngelei nach Innen orientierten, fast hermetischen, bäuerlichen Gesellschaft, waren 'Zugroaste' und besonders Reichsdeutsche, den Einheimischen, seit Menschengedenken dort Ansässigen, suspekt. Angesichts der außergewöhnlich mühelos erteilten Genehmigung zum Kauf des Erbhofs, die Bastians erreicht hatten, machte sich unter den Bergbauern das Gerücht breit, Claus müsse ein hohes Tier in der Nazi-Partei sein. So sehr Maria und Claus darüber lachen mußten, taten sie nichts um dem Unsinn zu widersprechen, diente es doch dazu, daß sie von den sonst wahrscheinlichen kleinen Ärgernissen, die man Neuansiedlern dort zu bereiten pflegte, verschont blieben. Man ließ sie in Ruhe und mehr wollten sie nicht. Erst langsam gewöhnten sich die Nachbarn, an deren Höfen der Weg zum Going-Hof führte an die Familie, die da oben sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerte. Zusätzlicher Vorteil war, daß sie vielleicht gerade das Gerüchts wegen nicht wie andere Bauern, der ständigen Gängelei und den Belästigungen der Kreisbauernschaft ausgesetzt waren. Einer ihrer Nachbarn war der 'Banzl-Bauer' ein urwüchsiges,

einem ungewöhnlich schweren Schneefall von der weißen Last buchstäblich erdrückt. Das Dach stürzte ein und begrub die Bäuerin und das gesamte Vieh unter sich. Als Claus zu ihm ging um ihm sein Beileid auszusprechen, sagte der Tiroler mit finsterner Miene und mitleiderregender, zitternder Stimme: "Ja, das ischt scho a groasses Unglück. S'isch scho' schlimm gnua wenn d'Frau hia isch, aber 's Vieh ah no'!" Dieser Trauerspruch aus tiefstem Herzen zwang Claus sein sich unwiderstehlich ausbreitendes Lächeln gewaltsam zu unterdrücken.

Noch eine Nachbarin bleibt in Claus' Erinnerung lebendig: die Annei deren Hütte, am Minna Stall vorbei, auf der anderen Seite der Brücke über den Fluß lag. Auf die Bastiankinder wirkte sie wie eine Hexe aus dem Märchenbuch. Sie hatte kaum noch Zähne und war in Kleidung und Friesur ziemlich verwahrlost. Auf ihren Wegen wurde sie von kräftigem Stallgeruch begleitet, denn sie wohnte in ihrer Hütte, nicht Wand an Wand, wie das auf anderen Höfen üblich war, sondern hautnah mit ihrem Vieh unter einem Dach.

Wenn nach schweren Schneefällen der direkte Weg zu Bastians Hof nicht passierbar war, mußte man auf einen Umweg am Kalkofen vorbei hinaufklettern. Dort wurde noch, wie in Urväter Zeiten mit Holzfeuerung der Kalk für Bauten und Wandweißeln gebrannt.

Die Bastians bewirtschafteten nun ihren Hof und ihr Vieh mit Fleiß und Fachkenntnis. Sie konnten zwar, wegen der Höhenlage und des steilen Weges die vorgeschriebene Menge von Milch nicht täglich in der Genossenschaftsmolkerei abliefern, besonders da ihnen das einzige Pferd des Hofes bei Kriegsausbruch weggenommen wurde. Dafür gingen sie dazu über aus der Milch Butter im hölzernen Rührbottich zuzubereiten und diese abzuliefern. Frau Maria erinnert sich, daß einmal eine Maus in den Rahm gefallen ist, die sie dann mitrührte, ohne es zu wissen. Die Butter wurde dann mit Mausgehalt abgeliefert, selbst essen wollten sie sie doch nicht, meint Frau von Koczian. Außer der Butter mußten auch Eier abgeliefert werden und um die Zahl der auszuhändigenden Eier festzustellen, wurden des öfteren Hühnerzählungen vorgenommen. Da man vom Berghof aus die Zähler schon rechtzeitig kommen sah, konnte man einen Teil der Hühnerschar in eine Truhe einsperren, wo sie sich ruhig zu verhalten hatten bis die Gefahr vorbei war und so blieben mehr Eier für die Familie auf dem Hof. Als Gegenleistung für die abgelieferten Nahrungsmittel erhielten die Bastians, der Anzahl der Familienmitglieder entsprechend, Kugeln von Käse, selbst später, als Käse schon streng auf Lebensmittelkarten rationiert war, zusammen mit den Berechtigungsscheinen für Lebensmittel, ohne die es - wenigstens im offenen Handel - nichts zu kaufen gab.

Im Spätsommer 1939 erreichte Claus, auf dem Umweg über seine alte Adresse in Dachau, sein zweiter Stellungsbeefehl, der ihm gebot sich in Haag an der Amper zu melden. Mit innerer Befriedigung konnte er nunmehr mit Fug und Recht an das Wehrbezirkskommando schreiben und darauf hinweisen, daß nicht mehr sein früherer Wohnort und dessen Wehrbezirk für ihn zuständig seien, sondern Kufstein in Tirol. Von dort kam dann auch am 1. September der Befehl sich in der Gebirgsjägerkaserne in Landeck einzufinden, um dort seine Grundausbildung zu erhalten.

Die Rekruten mußten im Kasernenhof im Karré vor den Offizieren antreten, die auf Claus den gleichen abstossenden Eindruck erweckten wie seine Schullehrer, - er glaubt in der Tat, daß sie alle im Zivilberuf Lehrer gewesen sein mußten. Alle soeben eingerückten Männer hatten natürlich noch keine Uniformen gefasst und Claus trug seine tiroler Lederhose, wie viele andere auch. Wie üblich wurden die Rekruten zunächst aufgerufen und nach Namen, Herkunft und Beruf befragt. Als der Jurist sich nun mit "Bastian, Claus, Bauer aus Going" meldete, ging Gelächter durch die Reihen der angetretenen Tiroler; der Spitzname 'Goinger Duipen' (Duipen = Dieben) war im ganzen Land geläufig.

11. Kapitel

Claus Bastian wurde nun mit 17 anderen Rekruten in eine Schlafstube eingeteilt. Noch seit seiner Inhaftierung in Dachau hatte er eine tiefe Abneigung gegen Sammelunterkünfte, gegen die erzwungene Gemeinsamkeit und die Tuchfühlungsnähe mit Fremden, die ihn, den eingefleischten Individualisten, fast mit Haß erfüllte. Besonders widerlich war ihm der Gestank ungewaschener Körper und noch mehr, von Füßen in meist tagelang getragenen Socken. Diese Widerwärtigkeiten spornten ihn zu einem, für ihn fast gegen seine Natur gehenden Eifer und zu ernsthaften Anstrengungen an. Sein Ziel war, aus der überfüllten Stube herauszukommen und das war nur durch Beförderung zu einem höheren Dienstgrad zu erreichen. Diesmal, zur Abwechslung, wollte er auffallen, sich hervortun, als Mittel zum Zweck, nicht des Lobes willen. Es gelang ihm auf dem Kasernenhof den militärischen Drill mustergültig zu meistern und sich dabei so zu profilieren, daß schon nach wenigen Wochen zum Unteroffizier vorgeschlagen und dann auch befördert wurde. Er nahm die Beförderung dankbar an, bedeutete sie doch, daß er nun Anrecht auf eine Einzelstube hatte, oder sein Quartier schlimmstenfalls mit einem zweiten Unteroffizier zu teilen hatte.

Nach Beendigung der Grundausbildung wurde Bastian einem Bau-Battalion zugeteilt, das schon nach etwa zwei Monaten, Mitte des Sommers 1940 nach Frankreich entsandt wurde. Es war eine lange Eisenbahnreise nach Westen und die Truppe mußte unterwegs natürlich gepflegt werden. Claus wurde als Furrier eingeteilt, was bedeutete, daß er ein Abteil für sich hatte, in dem die Lebensmittel aufbewahrt wurden, die er an seine Kameraden zu verteilen hatte. Die alten Waggons hatten Türen nach beiden Seiten, zum Bahnsteig und auf die Nachbargleise zu. Die Soldaten kamen ans Abteilstfenster um das Essen abzuholen. Dies bestand hauptsächlich aus gut haltbarer Hartwurst, die der Furrier auch großzügig und freigebig verteilte - ob es nun Essenszeit war oder nicht. Sein fragender Ausspruch "Magst a Wurscht?" wurde zum geflügelten Wort auf dieser Reise und seine Beliebtheit bei den Kameraden war fest verankert, lange bevor sie, nach Durchqueren des Saargebiets, das Städtchen Scheid im Elsaß erreicht hatten.

Das Battalion wurde knapp vor der Stadt in Holzbaracken einquartiert und zu wurde zum Bau von Knüppelwegen durch den nahen Wald eingesetzt. Claus Einheit wurde zwar nicht zu Kampfhandlungen eingesetzt, doch der Krieg spielte sich in nicht weiter Ferne ab, denn man hörte deutlich noch Kanonendonner und Schiessereien. Gelegentlich wurde ein Soldat von einem Irrgänger oder einem Splitter verletzt, obwohl keiner von ihnen einen Schuß abgab. Claus verhielt sich aus reiner Gewohnheit so unauffällig wie möglich, konnte es jedoch nicht vermeiden, daß er einmal wegen irgend einer Unbotmäßigkeit mit Arrest bestraft wurde - was ihn aber nicht weiter störte.

Der Aufenthalt in Scheid war von sehr kurzer Dauer, denn die der Blitzkrieg, mit dem die deutschen Truppen die Maginotlinie durchstießen, führte zum Zusammenbruch des französischen Verteidigungssystems und das Battalion mußte nachrücken. Zu Fuß marschierten sie bis Pfalzburg, wo es keine vorbereiteten militärischen Unterkünfte gab. So kam es, daß Claus im Haus eines elsässischen Lokomotivführers einquartiert wurde. An diesen Mann, mit dem er recht gut auskam, erinnert er sich besonders deshalb, weil dieser die Gewohnheit hatte täglich einen fünf bis sechs Liter 'Banzen' Rotwein mit zur Arbeit zu nehmen, den er während seiner Dienststunden austrank.

Das Ende des Frankreichfeldzugs kam schnell, überraschend schnell selbst für die siegesicheren deutschen Truppen. Vielerorts lagen noch die unbestatteten Leichen toter Soldaten am Straßenrand oder in den Feldern. Gruppen von Kriegsgefangenen wurden täglich vorbeimarschiert, denen man ansah, daß es ihnen schlecht ging. Sie waren ausgehungert und niedergeschlagen, vom Hunger oft gezwungen ihre eigenen Pferde zu schlachten, bis sie in Lager eingeliefert werden konnten, wo die Verpflegung so vieler Menschen einigermaßen organisiert war. Es war ein mitleiderweckender Anblick für den francophilen Bastian, dem es, wie jedem Soldaten verboten war, mit den Gefangenen zu sprechen, geschweige denn ihnen etwas Essen zuzustecken - was er jedoch, wenn er sich unbeobachtet wußte, mehr als einmal tat.

Im Laufe der nun folgenden Umgruppierung der deutschen Streitkräfte wurde Bastians Einheit nach Hesdin bei Arras verlegt, wohin sie per Eisenbahn verfrachtet wurde. Unvermeidlicherweise kommt es bei einer Besatzungstruppe zu allerlei Verstößen gegen militärische Vorschriften, Befehle oder Zivilisten. Ebenso unabdinglich für die Disziplin ist es, solche Verstöße nicht ungestraft

zu lassen. Strafbefugnis haben alle Dienstgrade gegenüber ihren Untergebenen bis zu einer gewissen Grenze, die durch die Schwere des Vergehens und das damit verbundene Strafmaß gesetzt ist. Zur Beurteilung der Strafbefugnis, also wer, ob ein Unteroffizier, ein Offizier oder ein Kriegsgericht zuständig sei, ist in den größeren militärischen Einheiten ein Gerichtsoffizier bestellt. Im Batallion von Claus gab es damals weder einen Gerichtsoffizier noch einen juristisch gebildeten Offizier. So ergab es sich, daß der Unteroffizier und Referendar der Rechte Bastian zum Gerichtsoffizier ernannt wurde. Außer der damit verbundenen Befreiung von der harten körperlichen Arbeit bei den Einsätzen der Bautruppe, bedeutete diese Ernennung, daß er ein schweres Motorrad mit Beiwagen und einen Fahrer zu seiner Verfügung hatte, denn die verstreuten Kompanien, wo die Missetäter sich befanden, mußten ja aufgesucht werden.

Claus mußte also die 'Verbrecher' und die Zeugen verhören, ihre Aussagen protokollieren und aufgrund derselben einen Vorbericht verfassen, der dem Kommandeur als Entscheidungshilfe zu dienen hatte, wenn es darum ging einen Mann vor Ort oder durch ein Kriegsgericht bestrafen zu lassen. Es liegt in Bastians Charakter, daß er sein Bestes tat, seine Berichte so abzufassen, daß so wenige der Delinquenten wie möglich vor ein Kriegsgericht kamen. Dort nämlich urteilte ein Gerichtsoffizier des Stabs mit zwei Offizieren als Beisitzern deren Tendenz es war, harte Urteile zu fällen.

Der Aufenthalt in Nordfrankreich dauerte jedoch nicht lange und das Batallion wurde ostwärts, zurück in die Gegend von Straßburg verlegt, wo die Truppe wieder bei Privatileuten einquartiert wurden. Claus wußte es sich immer recht gemütlich zu mache und hat nur Angenehmes über seine dortigen Wirtsleute zu erzählen. Zufällig traf er eines Abends in einer Wirtschaft einen guten tiroler Freund aus Kitzbühel, der zu Hause allgemein als der "Klettermaxe" bekannt war, dem Spitznamen eines damals berühmten Einbrechers und Fassadenkletterers. Dieser Mann war von Beruf Bergführer und liebte die Berge des Wilden Kaisers der sein eigenes Gebiet war, mit ganzem Herzen und ganzer Seele. Er konnte von zahlreichen Touren erzählen auf denen er den bergbegeisterten König von Belgien, Leopold den III geführt hatte und den er sehr geschätzt hatte gerade weil auch dieser auch den Wilden Kaiser so lieb gewonnen hatte.

Die beiden saßen in einem Wirtshaus eines Abends, als über den Lautsprecher des Radios eine der zahlreichen Reden Hitlers übertragen wurde. Diese öffentlichen Übertragungen, bei denen Alle und Jeder gezwungen waren, wenigstens so zu tun als hörten sie gebannt zu, waren ein obligates Instrument von Goebbels Propagandamaschine. Nach Beendigung der Rede folgte wie immer das 'Siegheil'-Gebrüll der Menge im Saal, wo die Rede gehalten wurde und dann erklang am Radio das Horst-Wessel Lied gefolgt vom Deutschlandlied. Es war die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit aller Zuhörer, ob sie Deutsche waren oder nicht, mit erhobenem Arm ehrfürchtig dazustehen bis die Lieder zu Ende waren. Wer dies unterließ, konnte der allgegenwärtigen Gestapo unliebsam auffallen und mußte mit Konsequenzen rechnen, die vom Aufschreiben seiner Personalien bis zur sofortigen Verhaftung reichen konnten. Die Beiden blinzelten sich verstohlen an und ließen schon nach kürzester Zeit ihre Arme sinken, als wären sie müde, um den verhaßten Hitlergruß nicht mitmachen zu müssen. Sie hatten Glück: kein eifernder Parteigenosse hatte sie bemerkt, sie wurden nicht angezeigt.

Bei seiner Ankunft in Straßburg hatte sich Claus sofort zum Rapport auf der Schreibstube des Batallions gemeldet und einen 'Anbauurlaub', also zeitweilige Freistellung zur Erledigung von Feldarbeiten auf seinem Hof, beantragt. Er wurde vom zuständigen Offizier, einem Österreicher der im Zivilberuf, - sie haben es erraten - Schullehrer gewesen war, mißtrauisch beäugt, denn Bastian war ihm als Jurist bekannt und von seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit schien er nichts zu wissen. Claus konnte ihm jedoch den Sachverhalt erklären, daß er sowohl Rechtsanwalt als auch Bauer war. Daraufhin rief der Offizier mit hämischer Stimme: "Aha, da sind Sie also einer dieser Doppleverdiener!" Unteroffizier Bastian spielte daraufhin den schwer Beleidigten und ersuchte um Rapport beim Batallionskommandeur um Beschwerde gegen den Offizier einzureichen, ein Recht, das jedem Soldaten zustand. Dieses Ansuchen war wohl dem Kompaniechef in die Knochen gefahren, denn er vertröstete Claus immer wieder von einem Tag auf den nächsten, wohl in der Hoffnung, daß dieser seine Beschwerde vergessen und die Sache ruhen lassen würde. Doch als dieser zum fünften Mal auf der Schreibstube erschien um sich zum Beschwerderapport beim Batallion zu melden, glaubte er sicher die Angelegenheit aus der Welt zu

schaffen indem er den beantragten Anbauurlaub gewährte. Mit seinem ersehnten Urlaubsschein in der Tasche reiste Claus heim nach Going. Kaum dort angelangt verfasste er einen Antrag an die Kreisbauernschaft nach Kitzbühel um als Erbhofbauer unabhkömmlich gestellt zu werden. Er war hocheifrig und vielleicht doch ein wenig überrascht als er benachrichtigt wurde, er sei nun u.k.gestellt.

Die landwirtschaftlichen Arbeiten auf einem kleinen Gehöft in den Alpen füllten einen tatkräftigen Mann nur dann aus, wenn der Lebensunterhalt seiner Familie ausschließlich aus den Erträgen des Ackerbaus und der Viehzucht bestritten werden muß. Dann allerdings ist es ein schweres Brot, wie alle wissen, die das Leben der Kleinbauern jener Zeit aus nächster Nähe kennengelernt haben. Nur wer als Bergführer oder Skilehrer ein Zubrot verdienen konnte, war sicher täglich eine sättigende Mahlzeit auf dem Tisch zu haben.

Claus war in der glücklicheren Lage nicht nur auf Ernte und Milcheinkünfte angewiesen zu sein, obwohl er diesen Erwerbszweig nicht vernachlässigen durfte um eine U.K.-Stellung nicht zu gefährden.

Bei seinem früheren Arbeitgeber, der Deutschen Allgemeinen Treuhand AG, deren Mitarbeiterstab schon durch zahlreiche Einberufungen zum Wehrdienst dezimiert war, fand er schnell wieder einen Arbeitsplatz. Die DATAG wollte ihre Tätigkeit auf die Czechoslowakei ausdehnen, wo sich nach der Einverleibung des Landes ins Hitlerreich zahlreiche deutsche Firmen etabliert hatten. Bastian wurde als Delegierter der Teuhandgesellschaft nach Prag entsandt mit dem Auftrag, dort eine Filiale zu gründen. Er war hierfür prädestiniert, denn durch seine Familienbindung zum dem Hause Fürstenberg, das dort wirtschaftlich und gesellschaftlich ein bedeutender Faktor war, standen ihm alle Türen offen. In der Familienresidenz, dem Schloß Budkau wohnte die Altgräfin Salm während des Krieges, mit deren Sohn Christian Salm Claus befreundet war und wo er ein gern gesehener Gast war.

Hitlers Einmarsch in Österreich und die darauf folgende kampflose Eroberung der Czechoslowakei hatten trotz Chamberlains Reise nach Godesberg die wahren Absichten des Führers aller Welt offengelegt. Es mußte früher oder später Krieg geben, denn die Weltmächte würden irgendwann über die Grenze des politisch noch tragbaren hinaus bedrängt werden. So war der Angriff auf Polen auch für Claus nicht unerwartet gekommen. Er hatte begriffen, daß sich die Welt, auch seine Welt, nun grundlegend verändern würde. Er hatte von da an zwischen Befürchtungen und Hoffnung, in einem Zwiespalt der Gefühle gelebt.

Die Ausbreitung der Macht Hitler-Deutschlands hatte er als Bedrohung aller demokratischen Kräfte, nicht nur in seinem Vaterland sondern auch für die der übrigen europäischen Staaten empfunden. Mit der erwarteten Kriegserklärung seitens Frankreichs und Großbritanniens hatte er gewisse Hoffnungen gehegt, daß Hitler den Krieg verlieren würde und mit diesem, die Basis seiner Macht zu Hause ebenso wie die Weltstellung, die er zu erringen drohte.

Die schnelle Eroberung Polens und der unselige Pakt mit Stalin, die anscheinend mühelose Besetzung Norwegens und die darauffolgende Zermalmung allen Widerstands in Holland und Belgien und der Heere Frankreichs, die er wie viele anderen, in ihrem Verteidigungssystem der Maginotlinie als fast unschlagbar betrachtet hatte, hatten diese Hoffnung auf Befreiung vom Joch des Diktators erschüttert. Als nur noch England diesem den Weg zur Beherrschung ganz Westeuropas versperrte, schien ihm wie fast allen Menschen außerhalb der britischen Inseln, auch deren Fall nur eine Frage der Zeit, kurzer Zeit.

Für ihn handelte es sich um zwei zentrale Probleme: er mußte einerseits alles vermeiden um bei den verbrecherischen Aggressionen des Nazi-regimes aktiv mitzuwirken, - das war für ihn eine Gewissensfrage. Dieses Problem konnte er nur bewältigen, wenn er es vermeiden konnte in Uniform oder in irgendeiner Staatsfunktion dem Hitler-Staat zu dienen. Er wollte nicht nur überleben, er wollte auch guten Gewissens leben. Er würde Deutschland nie verraten, er würde aber auch nichts tun um den Nazis zu helfen ihre brutale Macht mit diesem Angriffskrieg auf friedliche Völker auszubreiten.

Andererseits hatte er das natürliche Verlangen, seine Familie so gut zu versorgen und seine noch jugendlichen Jahre so angenehm zu gestalten, so zu genießen, wie es die Umstände erlaubten. Seine Anfänge waren nicht allzu leicht gewesen und er glaubte Anrecht auf die guten Dinge des Lebens zu haben von denen sich ganz schamlos die Parteigenossen und deren Günstlinge nahmen, aneigneten so viel sie konnten, ob das nun auf Kosten der Besiegten oder der Minderbegünstigten war, derjenigen die in Uniform oder im Blaumann gezwungen

waren den Mächtigen zu dienen. Es bereitete ihm deshalb keine Gewissensbisse, daß er, dank seiner harten Arbeit und, das gab er gerne zu, auch dank seiner guten Beziehungen ein, besonders angesichts der Kriegszeiten, höchst angenehmes Leben führte.

12. Kapitel

In Prag wohnte Claus Bastian im Fürstenbergischen Schloß in der Waldsteingasse, dessen Garten an jene Burg grenzt, die Schauplatz des berühmten Fenstersturzes gewesen war. Das Schloß, aus der Glanzzeit des böhmischen Königreichs stammend, war ein Meisterwerk des frühen Barocks und mit antiken Möbelstücken, Gemälden von Meisterhand und einer vielköpfigen Dienerschaft ausgestattet, wie es sich nur eine Familie alten Adels und Vermögens erlauben konnte. Maria Bastian kam des öfteren nach Prag um sich dort einzukleiden. Sie war Empfängerin eines Legats ihrer Tante Kinsky das immerhin zwischen 150 und 250 Reichsmark monatlich abwarf und ihr gestattete, mehrmals im Jahr die neusten Modeschöpfungen der renommierten Prager Salons, Pelzmäntel und Kleider zu erwerben, die sich von der kriegsbedingten Nüchternheit der deutschen Damenbekleidung vorteilhaft abhoben.

Claus selbst reiste regelmässig nach Tirol um in Going seine Familie zu besuchen und gleichzeitig auf dem Hof nach dem Rechten zu sehen. Er durfte ja seine Pflichten als Landwirt nicht vernachlässigen, denn von deren Erfüllung hing schließlich die Aufrechterhaltung seines Status als unabkömmlicher Bauer ab.

Im Vergleich zum Dienst in der Wehrmacht war Bastians Leben jetzt paradiesisch, trotz der sich langsam aber unaufhaltsam verschärfenden Kriegseinflüsse. Er fand die prager Luft prickelnd, ja erotisierend und er suchte und fand, zwischen Besuchen aus und nach Going, attraktive Spielgefährtninnen unter den Mannequins verschiedener prager Modehäuser, denen der gutgebaute Mann mit dem markanten Profil sehr gefiel. Seine Büros hatte er am Jungmannsplatz eingerichtet, ganz in der Nähe der exklusiven Damenbekleidungsgeschäfte. Bei der Gründung der DATAG-Filiale, zu der er nach Prag entsandt worden war, war ihm wieder einmal der Zufall zu Hilfe gekommen. Im Waldheimpalais lernte er einen Kammerherrn des Fürsten kennen, Herrn Zwerenz, der das Vermögen der Fürstenbergs in der Tschechoslowakei verwaltete. Zwerenz hatte eine eigene Treuhandgesellschaft errichtet und war nun bereit diese an die DATAG zu verkaufen. Der Kaufpreis von zehntausend Reichsmark erschien den Beteiligten angemessen und man wurde sich schnell handelseinig. Dr. Claus Bastian wurde zum Geschäftsführer der Gesellschaft bestellt und bezog ein unerwartet gutes Gehalt, das ihm gestattete sich in Prag das Leben höchst angenehm zu gestalten ohne deshalb seine Familie in Going Einschränkungen zu unterwerfen.

Dieser idyllische Zustand war jedoch von nicht allzu langer Dauer. Im Vorstand der DATAG saß ein sattelfestes und überzeugtes Mitglied der NSDAP, Direktor Stock, der außerdem die exaltierte Position des Gaurechtswahrsers der Wirtschaftsprüfer innehatte. Stock war Nachfolger des früheren Vorstands, Dr. Fritz Fergg, dessen Schützling Claus gewesen war. Stock und ein Österreicher, namens Kalkschmidt, den Claus in Prag eingestellt hatte und der Ambitionen hatte Claus im Amt des Geschäftsführers lieber früher als später nachzufolgen, intrigierten auf jede mögliche Manier gegen Bastian. Es wurde ihm zunächst vorgeworfen, seine Spesenabrechnungen seien überhöht - Wortspiele mit "Stock-sauer" auf Claus wären wohl am Platze. Man warf ihm auch seine Vergangenheit als KZ-Dachau Häftling vor, als schlüssigen Beweis seiner politischen Unzuverlässigkeit und endete damit, ihn bei der Militärbehörde zu denunzieren, da seine Freistellung als Erbhofbauer und seine gleichzeitige juristische Tätigkeit unvereinbar seien.

Angesichts der sich immer untragbarer gestaltenden Situation innerhalb der DATAG, wechselte Claus zur Treuhand AG für Handel und Industrie mit Sitz in Berlin über. Seine neuen Arbeitgeber beließen ihn zunächst in Prag, entsandten ihn aber kurze Zeit später nach Straßburg.

Inzwischen hatte die Badische Bank ihren Wirkungsbereich über die Grenzen von 1939 nach Westen ausgedehnt und so konnte Claus wieder seine Familienbeziehungen zum Haus Fürstenberg ins Spiel bringen, denn Max-Egon von Fürstenberg war Mitglied des Aufsichtsrats dieser Bank. Viele Türen, die einem Unbekannten ohne Empfehlungen verschlossen geblieben wären, öffneten sich dem jungen Juristen und Steuersachverständigen, dank dieser Verbindung.

Claus machte in Straßburg die Bekanntschaft eines Berufskollegen, Herrn Walz, der, soviel Bastian bekannt, nicht 'reinarischer' Abstammung war. Gemeinsam mit diesem zeichnete er als Gründer der Treuhand A.G. für Handel und Industrie, Sitz Straßburg. Walz war mit Herrn Kaphan von der I.G. Farben verwandt. Generalsekretär der neuen Gesellschaft wurde ein eingefleischter Gegner der Nazis, Rechtsanwalt Kien.

zusammen mit Walz eine Fachzeitschrift zu gründen, die Steuer und Wirtschafts-rundschau für Elsaß-Lothringen, Herausgeber Dr. Claus Bastian mit Geschäftssitz in der Langestrasse 103 in Straßburg.

Seine Wohnung hatte er im Hause des Gänseleberfabrikanten Hummel, mit dem er sich anfreundete und aus dessen Beständen er gelegentlich seinen Verwandten, den Fürstenbergs und auch Mitgliedern der Hohenzollenfamilie im nahen Baden-Württemberg, diese Delikatessen zusenden konnte.

Die Treuhand A.G. machte eine schnelle und sehr positive Entwicklung durch, wobei es nicht unwesentlich war, daß die meisten Unternehmen, die ihre Aufträge an sie vergaben, ganz genau wußten, daß weder Claus noch Walz Nationalsozialisten waren. Um sich aber gegen mögliche Intrigen und Angriffe der Konkurrenz, der DATAG von der sich Claus nicht im Guten getrennt hatte, einigen Schutz zu finden, sicherte sich die Treuhand A.G. von Berlin aus die Unterstützung des nationalsozialistischen, stellvertretenden Gauwirtschafts-beraters von Baden, eines Herrn Emmerich. Er wurde zu einem fürstlichen Gehalt zum Vorstandsmitglied der Gesellschaft gekürt, die in kurzer Zeit einen Mitarbeiterstab von dreißig Mann aufgebaut hatte. Wie nötig diese Schutzmaßnahme war sollte sich bald erweisen. Weniger aus Patriotismus und politischer Überzeugung als aus Kokurrenzneid, denunzierte Direktor Stock von der DATAG Claus beim Chef der Zivilverwaltung von Elsaß-Lothringen, wobei nicht nur seine angeblich überhöhten prager Spesenrechnung zur Sprache kamen, sondern auch die Vergangenheit als KZ-Häftling und seine unverbesserliche politische Unzuverlässigkeit. Als dies Claus zu Kenntnis gebracht wurde, strengte er mit

Rechtsanwalt Dr. Wöber, wo Frau Maria Bastian vor dem Krieg als Sekretärin tätig gewesen war, einen Verleumdungsprozeß gegen Stock an. Nach schwierigen Vorgesprächen zwischen den Anwälten der Parteien wurde dann ein Vergleich geschlossen in welchem Bastian Schadensersatz für die erlittene Verleumdung zugesprochen wurde.

Im besetzten Elsaß-Lothringen regierte kommissarisch ein Altnazi namens Ernst, der schon vor dem Krieg aus Straßburg nach Berlin ausgewandert war, da er sich in seiner Heimat wegen anti-französischer Umtriebe strafbar gemacht hatte. Ernst besuchte regelmässig die deutschen Firmen, die sich nach der, zunächst provisorischen Angliederung dieses westrheinischen Gebiets ans Reich, dort niedergelassen hatten. So kam er auch eines Tages in Bastians Büro der Treuhand AG wo er sich gründlich umsah. Im Laufe des Gesprächs erwähnte er, der wahrscheinlich von Direktor Stocks Anzeige Kenntnis hatte, daß er das Bild des Führers in Claus Büro vermisste, das zu jener Zeit in allen Büros und Werkstätten zu hängen hatte, - Personenkult in Reinkultur. Claus antwortete ihm gewandt, daß die Bilder die es in Straßburg zu kaufen gäbe, ihm alles weniger als schmeichelhaft für den Führer erschienen und daß er deshalb ein Originalölgemälde bei einem bekannten Portraitisten in Auftrag gegeben habe.

Die Treuhand A.G. für Handel und Industrie entwickelte sich so sturmhaft, daß sowohl Dr. Walz wie auch Claus selbst, die zusätzliche Belastung durch die Veröffentlichung der "Steuer-und-Wirtschaftsrundschau für Elsaß-Lothringen" wegen des großen Zeitaufwands nicht mehr zu als zumutbar empfanden. Bastian war inzwischen als Steueranwalt bei der für seinen Tätigkeitsbereich zuständigen Oberfinanzdirektion Karlsruhe gut bekannt geworden und stellte, wie er hoffte mit guten Aussichten auf Erfolg, Antrag auf Erlaubnis die Veröffentlichung einstellen zu dürfen. Er hatte nämlich den Antrag mit dem immer gravierender werdenden Mangel an Zeitungspapier begründet. Die Karlsruher Behörde, welche die Zeitschrift als wichtiges Instrument für ihre offiziellen Bekanntmachungen und für die Information der Steuerpflichtigen ansah, verweigerte nicht nur die Genehmigung sondern sorgte auch dafür, daß die Zeitschrift alles nötige Papier zu Verfügung gestellt bekam.

13. Kapitel

Trotz oder gerade wegen seines umfangreichen Arbeitsprogramms verging für Claus Bastian die Zeit wie im Fluge. Die Kriegserreignisse nahm er zunächst mit wachsender Besorgnis, dann als sich abzeichnende Hoffnungs-schimmer zur Kenntnis. Nachdem Göring den Luftkrieg gegen England offensicht-lich nicht gewinnen konnte und deshalb eine Landung über den Ärmelkanal hinweg, schon wegen der fast unbeschadeten Existenz der britischen Flotte als aussichts-los aufgegeben war, hatte sich Rudolf Hess nach England abgesetzt. Kaum jemand glaubte an die Erklärungen, die Göbbels Propaganda in die Welt setzte. Claus jedenfalls interpretierte den Flug des Stellvertreters Hitlers als Zeichen eines ersten Rißes im Machtgefüge der Nazis. Trotz der enormen Anfangserfolge die der deutsche Angriff auf die Sowietunion zu verzeichnen hatte, erkannte der auch historisch bewanderte Bastian eine Parallele zur napoleonischen Zeit: der eine wie der andere Gewaltherrscher waren am Westufer des europäischen Festlands an ein unüberwindbares Hindernis gestoßen. Die deutsche Luftwaffe hatte die RAF und die britische Flotte ebensowenig niederzwingen können wie den Starrsinn der Inselbewohner, die in Winston Churchill einen so charismatischen Helden des Widerstands gegen die Bedrohung von der gegenüberliegenden Küste her, gefunden hatten. Der Angriff Japans auf Pearl Harbour hatte die U.S.A. auf Seiten Englands in den Krieg hineingezwungen, den sie sonst gerne vermieden hätten. Auch die Siegesmeldungen aus Fernost, wo das Land der aufgehenden Sonne den Vereinigten Staaten und Großbritannien zunächst Niederlage auf Niederlage bereitete, konnten seine Überzeugung nicht erschüttern, daß am Ende die ungeheure Macht der amerikanischen Industrie eine Kriegsmaschine aufbauen würde, die Japan sowohl wie Hitler vernichten mußte. Wenn letzterer noch nicht einmal den engen Schutzgraben überwinden konnte, der England von den deutschen Angriffspositionen trennte, wie könnten dann die Japaner hoffen den Krieg über den Pazifischen Ozean auf den amerikanischen Kontinent zu tragen. Für Claus Bastian galt es nun nur noch zu überleben, durchzustehen bis sich der Sturm ausgetobt, gelegt haben würde.

Es war mittlerweile der Sommer 1942 herangekommen. Die deutschen Heere standen auf immer längeren Fronten tief in den Weiten Rußlands. Auch sie hatten Verluste erlitten und in der Heimat wurden alle Zivilisten erneut auf ihre Fronttauglichkeit und Abkömmlichkeit durchgekämmt. In den Werkshallen der Rüstungsfabriken wurden, um wehrdienstfähige Deutsche an die Front schicken zu können, in immer größerer Zahl Ausländer aus den besetzten Gebieten des Westens als Zwangsarbeiter eingestellt. Diese Intensivierung der Waffen- und Munitionsherstellung war ein offenes Bekenntnis, daß Hitler, mit seiner am Radio ausgesprochenen Behauptung, es sei nun möglich die Kriegsproduktion auf gewissen Sektoren einzustellen, Unrecht hatte. Es sollte sich bald herausstellen, daß die Versorgung der Fronten immer schwieriger wurde, wobei die ständigen schweren Luftangriffe der Briten eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen begannen.

Auch Claus entkam dem Netz der Sucher nach Kanonenfutter nicht. Zum dritten Mal ereilte ihn ein Stellungsbefehl; diesmal mußte er nach Donaueschingen einrücken. Dieser Bestimmungsort erschien ihm fast wie ein Wink des Himmels, denn dort war Prinz Max-Egon Fürstenberg Ortskommandant. Der wieder einem Baubattalion zugeteilte Unteroffizier Bastian fuhr also in seinem persönlichen Automobil, dem aus Prag mitgebrachten Tatra zur Kaserne auf den Hof und wählte sich sein Quartier aus. Sein Battalion war Teil der Infanterie Division 101, der badischen Gebirgsjäger. Sein Kompaniechef war ein ehemaliger Oberlehrer, der, wie sich herausstellte, ein Verhältnis zu einem Dienstmädchen im Hause der Fürstenbergs hatte, dort wo Claus dank seiner verwandtschaftlichen Beziehungen immer offene Tür fand und ein- und ausgehen konnte wie es ihm beliebte. Die gesamte Gebirgsjägertruppe wurde aufs härteste auf den Einsatz in Rußland vorbereitet. Gewaltmärsche von 75 Kilometer mit vollem Gepäck, an einem Stück waren an der Tagesordnung. Dabei wurde das Gewicht der Tornister sorgfältig abgewogen: die mußten 25 Kilogramm schwer sein. Auf Männer die einen solchen Marsch nicht durchhalten konnten wurde keinerlei Rücksicht genommen, im Gegenteil, sie wurden mit Gebrüll und Fußtritten wieder auf die Beine gebracht, wenn sie am Wegrand umgefallen und liegengeblieben waren, sie mußten weitermarschieren. Im Hause Fürstenberg erzählte Claus von solchen Vorfällen, nichts wissend vom Verhältnis des Dienstmädchens zu seinem Hauptmann. Seine entrüsteten Aussagen wurden dem Kompaniechef von diesem Mädchen brühwarm kolportiert, der verständlicherweise nichts Eiligeres zu tun

hatte, als sich den unbequemen Mann vom Hals zu schaffen. Das Ergebnis war, daß Claus einen Überstellungsbefehl nach Reutlingen erhielt, wo er sich bei einem Ersatzbattalion zu stellen hatte, das für die russische Front bestimmt war.

In Viehwagen rollte die Truppe durch die Slowakei, durch die Karpathen, vorbei an Rostow und kamen nach Maikop, nach vielen Tagen der höchst unbequemen Fahrt. Ab Voroschilowgrad mußte marschiert werden.

Claus Taktik, die er in Dachau gelernt hatte, nämlich sich so unsichtbar zu machen wie möglich, im Haufen unterzutauchen, erschien ihm hier nicht für seine Zwecke geeignet. Er versuchte deshalb mit der ihm eigenen Schlitzohrigkeit so unsoldatisch zu erscheinen wie er konnte, ohne in direkten Konflikt mit seinen Vorgesetzten zu kommen. Er hatte seiner Zeit in Frankreich eine französische Offiziersreithose besten Schnitts und Stoffs "erbeutet" die er jetzt zu seinen Knobelbechern, den deutschen Soldatenstiefeln trug. Zwar reichten diese nicht bis zur Unterkante der Hose und ließen immer ein Stück nackter Wade in der frischen Luft, dafür waren sie aber einige Nummern zu groß und er mußte mehrere Paar Socken tragen, wenn er in ihnen marschieren sollte. Seine Drillichjacke war ebenfalls viel zu groß für ihn und reichte ihm fast bis zu den Knien. Die Knöpfe der Jacke waren auch nicht angenäht wie es Vorschrift war, sondern von hinten mit Zündhölzern festgemacht. Auf dem Kopf trug er eine Tirolermütze² die er sich in Kitzbuehel hatte anfertigen lassen, welche mit Edelweiß verziert war. Unausweichlich kam es zu wiederholten lautstarken Bemängelungen seitens der Offiziere und der ihm vorgesetzten Feldwebel, jedoch gelang es ihm sich regelmässig mit der Entschuldigung herauszureden, so habe man ihn eben eingekleidet. Da anscheinend keine Lagerbestände von Ersatzuniformen vorhanden waren, blieb sein Aufzug unverändert.

Wie er es seinerzeit verstanden hatte sich an Steinbrecher und Erpsenmüller in Dachau heranzumachen, Schutz in ihrem Schatten suchend, so bemühte er sich auch hier die Nähe und Bekanntschaft der Offiziere. Ein gutes Mittel zum Zweck war mit den hohen Herren Skat zu spielen und es dabei so einzurichten daß er regelmässig verlor. Seine Verluste beliefen sich auf dreißig bis vierzig Mark pro Abend, was ihn zum gerngesehenen Spielpartner machte. Leisten konnte er sich solche Einbußen nur, weil die Treuhand AG seine Bezüge von DM 650 monatlich, auch weiterbezahlte während er im Felde war. Er nutzte nun die so erworbene Vertrautheit mit den Offizieren um denen klarzumachen, daß er, trotzdem er Unteroffizier in einem Baubattalion war, zu keiner Zeit eine richtige militärische oder technische Ausbildung genossen hatte. Er könne deshalb der Truppe im Kampfgebiet eher ein Hindernis als nützlich sein und sei keinesfalls zur Führung einer Gruppe geeignet, eine Aufgabe die jeder Gefreite besser wahrnehmen könne als er. Die Idee fiel auf fruchtbaren Boden: es erhoben sich laute Klagen, daß man der kämpfenden Truppe an der Front unausgebildetes, nutzloses Ersatzmaterial schicke. Es fiel Claus nicht schwer den Eindruck seines Mangels an militärischen Fähigkeiten durch sein Auftreten ständig zu unterstreichen. In einer Gemeinschaft, in der fast alle beflissen waren tapfer und tüchtig zu scheinen, wo Beförderungsstreben eine treibende Kraft hinter Äusserungen und Handlungen war, fiel seine Unbeholfenheit, die er

kaum zu übe

ernstlich daran zweifelte, er taue, so wie er jetzt war, nicht zum Einsatz als Unteroffizier an der Front. Claus wurde also nicht vom Ersatzbattalion in den Kampf geschickt, wobei zwar seine mangelnde Ausbildung einen guten Vorwand lieferte, aber sein verlustreiches Skatspiel wahrscheinlich eine wichtige Rolle bei seiner Verschonung spielte.

Die Schlacht von Stalingrad war schon in vollem Gange als Bastian den Befehl bekam sich beim Battalionskommandeur zu melden - ein zunächst wenig erfreuliches Ereignis, es konnte ja seinen Befehl zu einer Fronteinheit zu stoßen bedeuten. Als ihm jedoch der Dienstreiseausweis in die Heimat "zur weiteren Ausbildung" überreicht wurde, atmete er heimlich einen tiefen Seufzer der Erleichterung.

Auf seinem Weg nach Osten in Richtung auf die Front hatten sich die instinktiven Ängste Claus Bastians ebenso verschärft wie ihm sein Verstand sagte, daß gerade hier eine Katastrophe für die deutschen Heere imminently war. Er erkannte auf der Landkarte, daß der Engpass zwischen dem Asowschen und dem kaspischen Meer, über den der Weg zu den Ölquellen Bakus führen mußte, einer Falle glich. Dorthin sollte die deutsche Angriffsspitze gelockt werden um dann von ihrem Nachschub abgeschnitten und vernichtet zu werden. Nach den wiederholten Kesselschlachten, die den Generälen Hitlers hunderttausende von Gefangenen und Arsenale von russischem Kriegsgerät eingebracht hatten, war der Vormarsch zu einem waghalsigen Abenteuer allzu siegessicherer Stabsoffiziere geworden, deren rationelles Denken durch die eigene Propaganda überlagert worden war. Die Möglichkeit eines russischen Gegenschlags, der den weit vorgerückten Einheiten die Lebensader abschneiden konnte, wurde sicher erwogen, aber als unwahrscheinlich abgetan. Da der Führer keine Rückschläge duldete, würden auch keine eintreten. Der größte Feldherr aller Zeiten konnte sich nicht irren.

Unterwegs zum Standort des Ersatzbattalions etwa 70 Kilometer von Tuapse am Kubanfluß hatten die Männer zahllose russische Eisenbahnzüge gesehen, die, beladen mit Kriegsmaterial, stehen geblieben waren, weil die Angriffe der Sturzkampfflieger die Schienenstränge unterbrochen hatten. Viele waren von den Zugbesatzungen in Brand gesteckt worden umzu vermeiden, daß Nützliches den Aggressoren in die Hände fiel. Auch Stalin würde, so dachte sich Claus, die Politik der verbrannten Erde befehlen, die sich 130 Jahre früher gegen Napoleons Grande Armee so erfolgreich gezeigt hatte. Nichts von Nutzen, Betriebe, Nahrungsmittel, Waffen oder Unterkünfte durfte dem Feind in die Hände fallen. Und dann, wenn die Lebenslinie des deutschen Nachschubs bis zum Äussersten gestreckt war, würde die Falle bei Rostow zuschnappen. Solche Gedanken beschäftigten sicher Viele, dort am Kuban, doch wäre es gefährlich gewesen sie mit Anderen zu teilen denn überall gab es Fanatiker, die nicht zögern würden, 'defaitistische' Äusserungen zu denunzieren. Auch im Feld herrschte die Furcht vor der Gestapo.

Mittlerweile war das Ersatzbattalion in Wohnhäusern der örtlichen Bevölkerung untergebracht, Kosacken, die sich den Deutschen gegenüber freundlich gezeigt hatten und anscheinend ohne Groll in die Hütten und Erdhöhlen gezogen waren, die sonst der Unterbringung ihres Viehs oder der Aufbewahrung von Wintervorräten dienten. Die Behausungen der Kosacken waren primitiv genug. Claus beobachtete wiederholt, daß in den Hütten in denen er einquartiert wurde, die Eigentümer ohne Matratze und Decken auf dem Ofen schliefen. In vielen, den meisten waren das Getreide, das den Bauern von der Kolchosa zugeteilt worden war, in einer Ecke aufgeschüttet. Unter dem Getreide war jedoch in der Regel noch Anderes verborgen: der Speck, der Honig, der Schmalztopf, den die Familien vor den Schnüffelnasen der Kommissare versteckt hatten. Gerade der Haß auf die Politikommissare war Grund des freundlichen Empfangs, den die Kosacken den Deutschen bereitet hatten, mit denen sie sogar ihre geheimen Notvorräte gerne teilten oder gegen Feldrationen tauschten. Sie brannten darauf gegen die kommunistischen Ausbeutung, die sie ihres Grundeigentums beraubt hatte, zu kämpfen. Die Männer meldeten sich freiwillig um die deutsche Uniform tragen zu dürfen und standen oft tagelang vor der Kommandatur Schlange um in die Wehrmacht aufgenommen zu werden. In Verkennung des kriegerischen Stolzes dieser Menschen, wurden die Freiwilligen von den Deutschen nur zu Erschiessungskommandos eingeteilt, die politische Kommissare, Juden und sonstige, oft aus persönlichem Ressentiment denunzierte Mitbürger umzubringen hatten. Die Kosacken fühlten sich hierdurch erniedrigt und herabgesetzt und ihre freundschaftlichen Gefühle den Besatzern gegenüber, schlugen in immer heftigere Feindseligkeit um. Exekutionen waren an der Tagesordnung. Wie viele von den Erschossenen Kommissare oder Juden waren und wie viele persönlichen Rachakten zum Opfer fielen, konnten die deutschen Soldaten nicht gewahr werden. Fühlbar war nur, zunächst das Abkühlen ihrer Beziehungen zur Bevölkerung und dann der sich ansammelnde Haß.

Dieser wurde auch noch geschürt, durch die offensichtlich barbarische Behandlung die den russischen Kriegsgefangenen zuteil wurde. Claus erinnert sich, auf seinem Weg nach Osten im Lastwagen, an vielen Eisenbahnzügen vorbeigefahren zu sein, deren Viehwagen mit braununiformierten Russen so vollgepropft waren, daß diese nur stehen konnten, zum Sitzen reichte der Platz nicht aus. Die Wagons waren oft verriegelt und man ließ die Gefangenentransporte oft lange Zeit in der Gluthitze des Tages auf den Gleisen stehen.

Obwohl offensichtlich da Menschen litten, am Verdursten waren, untersagten die Offiziere mitleidigen Landsern mit Drohungen und Gebrüll, den Russen Wasser zu geben. Kot lief aus den Ritzen der Viehwagen, denn die Gefangenen durften zur Verrichtung ihrer Notdurft nicht aussteigen.

Die Landstrassen auf denen die deutschen Lastwagen nach Südosten rollten, waren breite, ungepflasterte Streifen aus der gleichen schwarzen Erde, wie die Äcker. Im Sommer waren sie von einer harten Erdkruste bedeckt, festgewalzt durch den Verkehr und von den zahllosen Füßen, dem ständigen Kommen und Gehen von Frauen, Greisen und Kindern, die in beiden Richtungen pausenlos unterwegs waren, wie ein Ameisenstrom, ohne daß ein erklärlicher Zweck oder ein Ziel ersichtlich waren.

Bei einer längeren Fahrtunterbrechung in der Ukraine machte Claus die Bekanntschaft einer jungen Lehrerin, die überraschenderweise ausgezeichnet Deutsch sprach. Es stellte sich heraus, daß sie viel mehr über deutsche Literatur wußte als Claus selbst, daß ihr die deutschen Klassiker geläufig waren, neben Göthe und Schiller, auch Lessing und Heine, Kleist und Grillparzer. Sie wußte ihre Distanz zu dem deutschen Soldaten zu wahren und außer Bereitschaft zu interessantem Gespräch, fand Claus kein Echo in ihr.

Als Merkmal der südrussischen Landschaft sind Bastian die Wachtürme in Erinnerung geblieben, ähnlich denen die um das KZ Dachau errichtet worden waren. Sie standen rings um die Felder der Kolchosen um, wie man ihm sagte, den Arbeitseifer der Kollektibauern kontrollieren und Diebstähle von Feldfrüchten vorbeugen zu können. Auffällig war auch der Unterschied zwischen den Behausungen der Bauern und den Häusern der Kommissare, die viel solider und mit besseren Materialien gebaut waren. Bezeichnend war immer, das Vorhandensein eines großen Wasserkannisters an einer der Innenwände, der mit einem Absprerrhahn versehen war. In den Häusern der Bauern mußten täglich die Frauen einen kleinen Behälter, der mit einfachen Propfen verschlossen war, mit Trinkwasser vom Dorfbrunnen füllen. Ein weiteres Wahrzeichen der Kommissarsunterkunft war das Gramophon, ein Luxus, der natürlich der übrigen Dorfbewölkerung nicht zugänglich war. In keinem der Häuser die Claus sah, schien es Toiletten zu geben. Verständlicherweise konnte Spülklos nicht eingebaut werden, wo man das Wasser aus einem gemeinsamen Ziehbrunnen holen mußte, aber die Soldaten selbst gruben immer Latrinengräben, die nach und nach zugeschüttet wurden, während die Bauern ihre Notdurft wohl in den Feldern verrichteten.

Mit seinem Dienstreiseausweis in der Tasche, packte nun Claus seinen Tornister, der inzwischen immer leichter geworden war, denn er hatte sich all der Sachen entledigt, die er nicht unbedingt brauchte. Seine Gasmasken warf er heimlich weg und füllte die Gasmaskentasche mit Reiseproviand der aus Hartwurst und Schwarzbrot bestand. Außer seinem Tornister trug Claus auch einen russischen Krummsäbel auf dem Rücken, den er aus einem der gestrandeten Eisenbahnwaggons mit Kriegsmaterial 'befreit' hatte.

Es war ein Leichtes von Lastwagenfahrern auf ihrem Weg in die Etappe mitgenommen zu werden und er gelangte von Maikop bis Taganrok am asowschen Meer. Dort beschloß er eine Weile zu bleiben. Das Wasser des Sees war lauwarm, seicht und lud zum Baden ein. Der Dienstreiseausweis machte es ihm möglich von den Feldküchen dort liegender Truppeneinheiten Verpflegung zu beziehen. Mit Vorliebe hielt er sich dabei an Küchen der Luftwaffe, wo die Verproviantierung besser zu funktionieren schien und die Qualität der Nahrung merkbar besser war. "Die ham die besten Würscht g'habt" sagt Bastian. Da die Truppenrationen kaum Frischgemüse oder Früchte beinhalteten, ergänzte Claus diese durch Einkäufe bei den Bauersfrauen aus der Umgebung, die am Wegrand das Wenige zum Verkauf anboten, was sie selbst nicht brauchten. Sie stapelten immer fünf Pflaumen oder Tomaten zu einer kleinen Pyramide und zeigten den Preis mit ausgestreckten Fingern an, wobei sie Zahl auch in ihrer Muttersprache so laut wie möglich aussprachen, nach der bei einfachen Menschen weitverbreiteten Ansicht, daß der Ausländer je besser versteht, je lauter man mit ihm spricht. Was Claus an Geld zustand, konnte er mit seinem Soldbuch vom örtlichen Zahlmeister der deutschen Truppe beziehen.

Gerade zu der Zeit wurde anscheinend außergewöhnlich vielen Frontsoldaten Heimaturlaub gewährt, denn die Züge in Richtung Westen waren alle und immer überfüllt. Da jeder Tag, den er fern der Front und fern der 'weiteren Ausbildung' in Deutschland verbringen konnte ihm wie ein Geschenk der Vorsehung erschien, gab Claus seinen Platz im Urlauberzug öfters und

gerne zu Gunsten anderer Wartenden auf, verzichtete mit scheinbarer Großmut auf seine frühe Heimreise um den verdienten Frontsoldaten den Vorrang zu lassen. Wo er war, befand er sich in relativer Sicherheit, die er entschlossen war so lange er konnte beizubehalten.

Obwohl er seinen Krummsäbel schon sehr bald weggeworfen hatte, weil er ihn eigentlich nur auf dem Rücken tragen konnte, von wo er ihm jedoch beim Marschieren von hinten gegen die Beine schlug, fiel er immer noch durch seine merkwürdige Kleidung als komische Figur auf. Das sollte ihm, wenn es darauf ankam nicht vergessen zu werden, zu Gute kommen. Sicher erinnerte sich jener Gefreite der Luftwaffe an ihn, der den nur mit Badehose bekleideten Bastian wiedererkannte, als dieser gerade der Straße des Ortes entlang ging. Er fragte ihn: "Da, magst nach Haus' fliegen? da steht eine leere JU 52 am Flugplatz, die soll gleich nach Westen, nach Uman fliegen. Kurz entschlossen rannte Claus nun zu seinem Quartier, packte sein spärliches Gepäck und erreichte den nahen Flugplatz, außer Atem. Dort fand er tatsächlich ein junkers Transportflugzeug, das eben, mit nur zwei, drei Passagieren zum Flug nach Uman fertiggemacht wurde. Er hatte auch keine Schwierigkeiten an Bord zu kommen, niemand fragte ihn auch nur nach seinem Dienstreiseausweis.

Am Zielflugplatz fand er, daß alle Gebäude von Luftwaffepersonal belegt waren und die Wachen versuchten ihn zur Kommandantur des nahegelegenen Orts abzuwimmeln: es gäbe hier keinen Platz und überhaupt nicht für Soldaten der Wehrmacht, die hier nichts zu suchen hätten. Bastian verstand es jedoch sich hinter dem Rücken der Wache in den dritten Stock eines Gebäudes einzuschleichen und fand dort einen größeren Raum in dem Unteroffiziere der Luftwaffe ihr Quartier hatten. Seine neuen Bekannten machten sich zunächst herzlich lachend über seinen so wenig martialischen Aufzug lustig und noch mehr als er sich vorstellte: "Rechtsanwalt und Bauer aus Going, in Tirol" Während die meisten der Luftwaffemänner im Raum mit preußischen Akzenten sprachen, redete einer Claus mit bayrischer Aussprache an, er sei Bayer und habe seine Ausbildung in Ingoldstadt erhalten. Mit ihm konnte gut Freundschaft geschlossen werden während alle ihr Essen fassten und nachher sich zum Kartenspiel niederließen. Sein Bayer bot Claus an, ihn am nächsten Tag im Flugzeug nach Saporoschie mitzunehmen.

Alle lagen in tiefem Schlaf als gegen Mitternacht Alarm geblasen wurde. Es war die Nacht vom 28. auf den 29. August. Die Schlacht von Stalingrad hatte ihre kritischste Phase erreicht. Das gesamte Geschwader der JU 52 war dorthin beordert worden. Was sie dort ausrichten, verrichten sollten war ihnen nicht klar, denn davon, daß die Versorgungslage desperat, die Armee dort eingeschlossen war, hatten sie noch nichts erfahren. Klar schien, daß es auf lange Sicht keine Flüge nach Westen mehr geben würde. Claus fühlte sich in der Falle, umso mehr bedrückt, da er geglaubt hatte seinen 'Badeurlaub' am Asowschen Meer gerade noch rechtzeitig abgebrochen zu haben.

Der bayrische Unteroffizier sah die bedrückte, fast verzweifelte Miene seines neuen Freundes. Er näherte sich ihm vertraulich um ihm zu sagen es ginge doch noch eine letzte Maschine nach Westen, nach Saporoschie.

Der Pilot dieser letzten Maschine sei ein Freund von ihm, sagte er Claus, und er werde sein Bestes tun, auf daß er mitgenommen würde. Am Flugplatz angekommen, fand er die Maschine schon umringt von Offizieren die alle zum Abflug in den Heimaturlaub bereitstanden. Der Flugzeugführer verlas die Liste der vorgemerkten Mitreisenden und, ganz am Schluß, auch den des Unteroffiziers Bastian, fügte aber hinzu, es werde noch ein Stukapilot erwartet. Falls dieser rechtzeitig auftauche, müsse Claus zurückbleiben. In ständiger Angst, daß der Mann noch erscheinen würde, stieg Claus in den Gepäckraum der Maschine und half beim Verstauen des Offiziersgepäcks, wobei er sein eigenes zu unterst legte, in der Hoffnung, daß es unmöglich sein würde, es wieder herauszuholen, sollte der Stukaflieger noch auftauchen und ihn von seinem Platz zu verdrängen suchen. Bei seinem geschäftigen Herumtrampeln innerhalb der Ladeluke merkte er plötzlich, daß der Fußboden unter ihm wich: er fiel durch den Flugzeugrumpf auf den harten Boden. Dies löste bei allen Zuschauern, selbst bei den Offizieren die zurückbleiben mußten, schallendes Gelächter aus. Fast eine Stunde verging bis der Schaden geflickt war und dann durfte Claus doch noch mitfliegen, auf diesem, für lange Zeit letzten Flug nach Westen.

Nach Saporoschie war sein nächstes Ziel Lemberg, wo die Grenze des Heeresbereichs Ost zur Heimat verlief. Von dort aus, erfuhr er, gab es Eisenbahnzüge nach Deutschland. Wie nach Lemberg kommen, war die Frage. Nun suchte er eine Sanitätseinheit auf, bei der er sich zunächst Verfliegung besorgte und beim Essen ins Gespräch mit den Unteroffizieren kommen konnte. Von diesen erfuhr er, daß am nächsten Tag ein Sanitätsflugzeug nach Lemberg fliegen sollte. Es kostete nicht viel Überredung sich von seinen neuen Freunden ins Krankenbuch eintragen zu lassen, im Notfall hätte er eine ganze Anzahl von Gebrechen simulieren können. Diese Notwendigkeit ergab sich jedoch nicht und er wurde auf einer Bahre ins Flugzeug, wieder eine der guten, treuen JU 52, geschafft. Als er nach dem Krieg den Sohn des Konstrukteurs Junker zum Mandanten bekam erinnerte er sich gerne und dankbar an diesen Flug, der einen ganzen Tag dauerte.

Alle in Lemberg ankommenden Landser mußten sich zu allererst einer ziemlich unangenehmen Entlausungsprozedur unterziehen: die Chancen sich im Osten Ungeziefer zugezogen zu haben waren natürlich groß und das sollte nicht in die Heimat eingeschleppt werden. Ohne Entlausung durfte die Reise von Lemberg aus nicht fortgesetzt werden. Claus konnte sich jedoch durch einen schnellen Spurt durch das Entlausungsgebäude der lästigen Prozedur entziehen, wohl wissend, daß er vorsichtig genug gewesen war um kein Getier am Körper zu haben. Er erreichte unbehindert den Bahnhof, wo er einen Zug der ihn, dank seiner Reisepapiere, nach Wien und von da nach Innsbruck brachte. Zwei Tage dauerte die Reise und genau am 3. September 1943, am Geburtstag seines ältesten Sohns Thomas, stand er vor der Tür seines Hauses in Going. Maria, die eben noch Feldpostbriefe aus dem Kaukasus erhalten hatte war sprachlos als sie ihren Mann auf einmal vor der Tür stehen sah.

15. Kapitel

Zunächst wurde beraten, wie er seinen Aufenthalt zu Hause am besten verlängern könnte. Es gab sich günstig, daß mit dem Herannahen des Herbst auf dem Hof Anbauarbeiten fällig waren. Es war wieder Zeit für den Refrain: "I' bi' a Bauer aus Going".

So stieg Claus den steilen, steinigen Pfad ins Tal hinab und marschierte dann nach Kitzbuehel um bei der Diensstelle dort eine Frist zur Erledigung der Feldarbeiten zu beantragen, bevor er zur 'weiteren Ausbildung' weiterreisen sollte. Um sicher zu gehen, daß er nicht allzu schnell weggeschickt würde, begab er sich nach St. Johann, wo er auf dem 'Revier' Dr. Arnald kennenlernte, der sich als ein verständnisvoller Mann herausstellte. Bei seinen Untersuchungen von Bastians angeblichen Leiden schenkte er großzügig dessen Schmerzensausdrücken Glauben. Als Claus sich krank melden ließ, kam der Arzt sogar nach Going auf den Hof zur Visite. Da jeder, der dorthin hochkletterte schon lange vor seiner Ankunft gesichtet werden konnte, hatte der Patient, der gerade noch lustig gewerkt hatte, Zeit sich ins Bett zu legen und eifrig Leiden zu simulieren. Dr. Arnald fragte ihn, ironisch lächelnd: "Warum liegst Du eigentlich im Bett?" so als wollte er Claus zu verstehen geben: "Du bist durchschaut, Freundchen, aber von mir hast Du nichts zu befürchten". Mit der

einen und der anderen List gelang es den Aufenthalt in Going bis in den November hinein zu verlängern. Kam Claus aufs Revier in St. Johann, wiederum Krankheit vorspielend, erhielt er vom Sanitätsgefreiten ein Thermometer, das er entweder unter die Warmwasserleitung hielt, oder an einem Tuch rieb bis es eine rezeptable Temperatur anzeigte. Der Gefreite überbrachte dann dem Arzt den Fiebermesser mit dem Beweis, daß der Mann nicht reisefähig sei. (Hier ist die Datei Nr... einzufügen!)

Leider war Dr. Arnald nicht der einzige Arzt, mit dem Claus zu rechnen hatte. Sein Kollege Dr. Neureuther war viel gewissenhafter und verstand keinen Spaß mit Drückebergern. Bastian sah sich bald durchschaut und keine neue Krankheit die er zu erfinden suchte, half ihm. Er mußte zur 111. Infanterie Division nach Karlsruhe einrücken. Seine 'weitere Ausbildung' bestand fast ausschließlich in so kriegswichtigen Übungen wie militärisch Grüßen, stramm, in Reih und Glied ausgerichtet, zu marschieren und zwischendurch "Hinlegen" - "Aufstehen", "Sprung auf Marsch, Marsch", "Gewehr über", "präsentiert das Gewehr". Aber auch in Karlsruhe nutzte Claus jede Gelegenheit sich krank zu melden. Er freundete sich mit dem Sanitätsgefreiten auf seinem 'Revier' an, der im zivilen Leben Sekretär des Bischofs von Freiburg gewesen war. Mitfühlend half ihm dieser, sooft er dies ohne sich selbst in Gefahr zu geben konnte, krankgeschrieben zu werden, um den Ausbildungszeitraum auszudehnen.

Schon von früher war Claus auch mit einem Südtiroler gut bekannt der in Karlsruhe, unmittelbar am Bahnhof ein Hotel führte. Dieser hatte vorausgesehen, daß auch sein Haus früher oder später durch Bomben zerstört werden würde, besonders wegen der Nähe zu den Eisenbahnlinien, die ja ein bevorzugtes Angriffsziel waren. Schon frühzeitig hatte er die wertvollsten seiner Weine in ein Gewölbe im tiefsten Keller eingemauert. Dabei half ihm ein französischer Kriegsgefangener den er, mangels deutscher Hilfskräfte in seinem Hotel angestellt hatte. Was er nicht voraussehen konnte, war, daß Karlsruhe 1945 von französischen Truppen besetzt wurde und daß der Kriegsgefangene, zum Dank für seine Befreiung, den poilus das Weinversteck verriet, was prompt geplündert wurde. So jedenfalls erzählte es der Südtiroler Bastian als sie sich später wieder trafen. Bastian saß im Keller dieses Hotels und schlürfte genüßlich ein Glas Wein mit dem Eigentümer, als es auf einmal furchtbar krachte: Bomben hatten direkt ins Hotel eingeschlagen, waren aber explodiert bevor sie in das Kellergeschoß eindringen konnten. Anstatt das Unglück der Zerstörung seines Hauses zu lamentieren, rief der Südtiroler jubelnd aus "Gott sei Dank, jetzt ist es so weit, jetzt brauch' ich nicht mehr Nacht für Nacht darauf warten bis mir die Bomben auf den Kopf fallen, jetzt kann ich nach Haus' fahren." Der Verlust seiner weltlichen Güter bedrückte ihn weniger als die ständige Lebensgefahr und er war froh in die vergleichsweise sichere Heimat zurückkehren zu dürfen, ja zu müssen.

Claus konnte ihm dies nachfühlen, denn inzwischen waren die Alliierten in Frankreich gelandet und nicht Rommels Feldherrnkunst, Görings Flieger oder die Panzerdivisionen, die dort in Reserve gehalten worden waren obwohl sie in Rußland zur Stützung der immer wieder zerkrümelnden Fronten lebenswichtig gewesen wären, konnten den Vormarsch aufhalten, ins Meer zurückwerfen wie Hitler versprochen hatte. Der Wall am Atlantik zerbrach. Verstärkungen für die geschundenen deutschen Divisionen wurden dringend gebraucht und Claus mußte immer Neues erfinden um den Weg an die Front zu vermeiden. Er hatte sich ein medizinisches Buch von Burksch besorgt und alle Krankheiten darin sorgfältig studiert, die schwer oder gar nicht nachzuweisen waren. Auch von seinen Bekannten und Freunden unter den Sanitätern holte er sich Rat. Eines Tages nahm er eine massive Dosis Aspirin und wurde schwer an den Folgen leidend nach Kannstadt in das Untersuchungslazarett geschickt. Der Stabsarzt dort erkannte mühelos was geschehen war und drohte Bastian, daß er ihn vor ein Kriegsgericht stellen lassen würde. Hätte er es getan, wäre eine schwere Strafe, Strafkompagnie an den gefährlichsten Frontabschnitt oder sogar die Todesstrafe fällig gewesen. Ein andermal hatte Claus Aspirin in seiner Pfeife geraucht und heiße Ölsardinen verzehrt, weil jemand ihm erzählt hatte, so könne man Gelbsucht, oder jedenfalls deren Symptome hervorrufen. Die Untersuchung in Kannstadt wurde aber gründlich weitergeführt, nachdem Claus angegeben hatte, er habe das Aspirin nur genommen um seine furchtbaren Nierenschmerzen erträglich zu machen. Während er seine Urinprobe abliefern mußte, stach er sich heimlich in den Finger und schleuderte ein paar Blutstropfen in sein Wasser um seine Nierenerkrankung glaubhaft zu machen. Er hatte sich

auch beim Neurologen der Untersuchungsklinik gemeldet, wegen einer angeblichen Nervenentzündung. Er ahnte sogleich, daß ihm der Arzt nicht traute, ihn durchschaut hatte und öffnete den Umschlag in dem man ihm den Befund mitgegeben hatte, den er abzuliefern hätte. Der Stabsarzt hatte tatsächlich seiner Sekretärin diktiert, daß er Claus als einen Simulanten betrachte. Dieser zerriß nun kurzentschlossen den Befund, nach dem ihn zu seinem Glück niemand nachher fragte.

Er war in Kannstadt zur Zeit der Erdbeerernte angekommen und hatte auf einer der vielen Pflanzungen die es in der Umgebung gab soviel gepflückt als er tragen konnte. Die verteilte die reifen Früchte an seine Mitpatienten, die es ihm mit freundschaftlichen, nützlichen Hinweisen verdankten. Er hörte viel über die Einstellung der Ärzte - welche von ihnen auf der harten Linie marschierten, welche von ihnen verständnisvoller waren, bei welchen, unter dem Pflegepersonal man auf guten Rat rechnen konnte und vor welchen man sich in Acht nehmen mußte. Keiner der Patienten wünschte den anderen zurück an die Front.

Claus hatte alle Abteilungen des Untersuchungslazarets durchlaufen, war von einer in die andere geschickt worden um, nach dem alten Cliche, buchstäblich auf Herz und Nieren geprüft zu werden. Die Berichte endeten nach einer solchen, viele Tage dauernden Prozedur auf dem Schreibtisch eines Oberarztes, bei dem der Patient sich nun zu melden hatte. In seiner Gegenwart las der Chefarzt die gesammelten Befunde. Claus beobachtete das Gesicht seines Gegenübers mit gespannter Aufmerksamkeit. Der Mann machte ihm einen beruhigenden Eindruck, er hatte etwas abgeklärtes, fast priesterhaftes an sich, das ihm Vertrauen einflößte. Sein Gesichtsausdruck verriet Claus jedoch, daß die Befunde nicht günstig für seine Situation ausgefallen waren. Wie schon so oft, kam ihm sein gesunder Instinkt zu Hilfe, der ihn in kritischen Situationen selten im Stich gelassen hatte. Er ersuchte den Arzt ihn kurz unter vier Augen sprechen zu dürfen. Dieser sah ihn prüfend an, nickte und befahl der Krankenschwester, die ihn assistierte, sie einen Moment allein zu lassen. Nun konnte Bastian in aller Offenheit dem Chefarzt die wichtigsten Einzelheiten seines Lebenslaufs erzählen. Er endete mit den Worten: "Die werden an mir als Soldat kein Vergnügen haben".

Claus hatte sich dem, bis dahin völlig Unbekannten vorbehaltlos ausgeliefert, sein Schicksal in die Hände eines Mannes gelegt, dem er, ohne dessen politische Einstellung zu kennen, blindes Vertrauen geschenkt hatte. Sein Fingerspitzengefühl, seine Fähigkeit durch eine gewisse naive Offenheit Menschen zu beeindrucken hatten ihn nicht im Stich gelassen. Der wieder hereingerufenen Krankenschwester diktierte der Oberarzt seine Diagnose: "Der Mann leidet an Skoliose" - einer seitlichen Verbiegung der Wirbelsäule die häufig als eine Ursache des Ischias betrachtet wird - und empfahl eine Kur in Baden-Baden.

Dem so glücklichen Ausgang einer risikvollen Situation, folgte ein weiterer Zufall, der Bastian wieder über einen längeren Zeitraum vor der Rückkehr an die Front schützen sollte. Der Facharzt, der Claus in Baden-Baden behandelte, ein Dr. Hess, war mit den Fürstenbergs verschwägert. Wieder kamen Claus diese Familienbeziehungen zu Gute, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben zogen, seit er Maria kannte und ihm auch weiterhin auf seinem Weg immer wieder hilfreich sein würden. Dr. Hess verlängerte den Kuraufenthalt Bastians so lange dies möglich war ohne sich selbst in Gefahr zu bringen.

Nach etwa drei Monaten entließ er den Patienten auf Urlaub nach Hause, nach Gönig. Dort fand Claus zu seinem Leidwesen, daß sein vertrauter und verständnisvoller Revierarzt Dr. Arnald durch den 'scharfen', mehr als pflichtbeflissenen Dr. Neureuther im Dienst ersetzt worden war. Als er sich wieder krank meldete und sich über starke Schmerzen beklagte, verabreichte ihm der Arzt drei Spritzen. Da Claus ja nicht an echten Schmerzen litt, konnte er nicht beurteilen was ihm injiziert worden war. Er konnte nur feststellen, daß die Spritzen selbst äußerst schmerzhaft waren. Durch eine ihm gut gesinnte, befreundete Bäuerin erfuhr er dann, daß sich Neureuther der Frau gegenüber gerühmt hatte, er habe es dem Bastian gezeigt, dem Simulanten, er habe ihm drei Spritzen mit destilliertem Wasser gegeben. Keine weiteren Krankmeldungen hatten nunmehr Erfolg und Claus mußte wieder einrücken.

hier muß das Kapitel über Karlsruhe einfließen

Sein Stellungsbefehl erreichte ihn im Spätsommer 1944 und beorderte ihn nach Karlsruhe. Nun hatte Claus jahrelang Erfahrungen und Kenntnis der menschlichen Schwächen gesammelt. Er schloß also schnell Bekanntschaft mit dem Hotelier Danzer, einem Südtiroler mit dem er in heimischem Dialekt und Tonfall sprechen konnte, was bald zu einer nützlichen Freundschaft führte. Das Schloßhotel wurde zu einem Ort der milder Bestechung von Vorgesetzten, wo der Unteroffizier Bastian die Feldwebel seiner Einheit königlich bewirten konnte. Diese wunderten sich zwar, wie es ein Niemand fertig brachte sie zu solchen Festessen einzuladen, nahmen aber die Gastfreundschaft dankbar an, wohl wissend, daß sie sich so in Bastians Schuld begaben, ihm Vergünstigungen gewähren sollten, was sie, der Fleischtöpfe zuliebe auch taten, wo sie konnten.

Bei seinem kommandierenden Oberleutnant schuf sich Claus auch eine bevorzugte Beurteilung. Er besorgte ihm Gänseleber und Wein aus Straßburg und ließ wissen, daß er das häufiger tun könne, wenn er Dienstreiseausweise ausgestellt bekäme. Das erwies sich für den Offizier als durchaus machbar und die Reisen wurden zur regelmässigen Einrichtung.

Um sich erkenntlich zu zeigen, Claus seine Gunst zu beweisen, schlug der Oberleutnant ihn für einen Offizierslehrgang vor und sagte ihm er habe ihn schon dort angemeldet. Claus jedoch entbehrte nicht nur aller militärischen Ambitionen, er war sich auch bewußt, daß Offiziere nach den Verlusten in Rußland Mangelware geworden waren und ihre Überlebenschancen noch geringer waren als die der gemeinen Soldaten. Er lehnte also mit den vorsichtigen Worten ab: "Herr Oberleutnant, ich fühle mich nicht zum Offizier befähigt". Er wurde jedoch völlig mißverstanden: der Offizier glaubte aus Claus Ablehnung eine Anspielung auf seine Vergangenheit als KZ-Häftling zu verstehen und sagte mit väterlicher Miene: "Der Führer verzeiht alles". Nun beging Claus einen der seltenen Fehler, die ihm im Umgang mit Militärs unterliefen. Er glaubte, daß er als Weinlieferant, gewissermaßen als Komplize in den nicht einwandfreien Einkaufsreisen nach Straßburg, einen Grad der Vertrautheit erreicht habe, der ihm offenes Reden gestatten würde. Spontan brach es aus ihm heraus: "Ich mach' doch keinen Minister für einen Negerhauptling." Der Offizier erbleichte vor Wut und sagte mit gepresster Stimme: "Ich werde über Sie Meldung erstatten". Claus war tief erschrocken und gleichzeitig wütend auf sich selbst "Was für ein Rindviech bin ich doch" dachte er. Dann aber fasste er sich schnell, sah den Vorgesetzten vielsagend an und fast flüsternd kam: "In diesem Fall gehen Sie mit, Herr Oberleutnant". Dieser verstand sofort, daß Claus auf die Dienstreiseausweise anspielte, die ihm zum Zweck des Einkaufs von Wein und anderem Luxus im Elsaß ausgestellt worden waren. Er sagte nur "Wegtreten", aber unterließ es Claus anzuzeigen. Doch wollte er, verständlicherweise, den Mann nicht mehr in seiner Nähe haben und ihm dabei soviel schaden wie er konnte, ohne daß seine Absicht offen erkennbar würde. Er sorgte dafür, daß Bastian auf den Truppenübungsplatz auf den Heuberg in Württemberg abkommandiert wurde. Dort wurde eine Art Straf-

battalion zusammengestellt. Die Ausbildung und die Vorbereitung der Männer auf den Frontdienst wurde mit äußerster Härte geführt. Sie wurden körperlich bis an die Grenze der menschlichen Leistungsfähigkeit beansprucht und auch geistig 'kujoniert', um sie zu gefügigem Kanonenfutter zu machen. Die meisten dieser Männer kamen dann in der Ardennenschlacht zum Einsatz und wurden dort im letzten Aufbäumen der dem Untergang geweihten deutschen Wehrmacht geopfert.

Bastians Kommandeur am Heuberg war ein Oberleutnant, der, wie Claus erfuhr ein passionierter Nimrod war. Und nochmals war es der Zufall, der wieder dem Überleber in die Hände spielte. Nicht weit vom Heuberg, auf Schloß Werenwag, das einen panoramischen Blick über das Donautal gewährt, residierte Fritz Fürstenberg der große Jagdreviere sein Eigen nannte. Bei ihm bemühte sich Claus eine Einladung seinen Kommandeur zu bekommen. Bald konnte er ihm mitteilen, daß der Fürst ihn zur Jagd gebeten habe und daß Treiber und Gewehre auf dem Schloß zu Verfügung gestellt würden. Die freudige Überraschung des Offiziers war bald offenbar, besonders als weitere Einladungen folgten und dieser zu erkennen gab, daß er sich in Bastians Schuld fühle, - ob er nicht etwas für ihn tun könne. Als dieser ihn um einen Urlaub nach Going bat, mußte der Offizier ihm wahrheitsgemäß eröffnen, daß, angesichts der 'angespannten Kriegslage' eine allgemeine Urlaubssperre verhängt worden sei. Dann aber schien er zu überlegen und händigte Claus nach einigem Zögern einen unterschriebenen Dienstreiseausweis mit den Worten: "Sie als Jurist werden ja wohl wissen, was sie da reinschreiben müssen, das ist jetzt Ihre eigene Verantwortung".

So kam es, daß Bastian am 21. Dezember 1944 nach Going reisen konnte, wo er sich bis zum 15. Januar 1945 offiziell auf Dienstreise befand. Jedem der Augen im Kopf hatte, war es inzwischen offensichtlich geworden, daß der völlige Zusammenbruch des nationalsozialistischen Deutschlands nur mehr eine Frage der Zeit, einer kurzen Zeit sein konnte. Selbst die von Göbbels Propaganda immer wieder als Endsieg verheißende Wunderwaffen hochgespielten Flugkörper und Raketen, die V 1 und V 2 des Wernher von Braun, würden daran nichts ändern. Claus konnte keinerlei Hoffnung auf den in St. Johann amtierenden Revierarzt Dr. Neureuther setzen, der würde weder Rücksicht noch Erbarmen zeigen. Als dann das Ende der im Dienstreiseausweis vermerkten Zeit heranrückte, fuhr er nach München in die Wohnung seines Freundes Kaphahn. Er wollte mit allen Mitteln vermeiden so nahe am Ende des Wahnsinnskrieges nochmal sein Leben nutzlos riskieren zu müssen. Er spritzte sich also bei Kaphahn eigenhändig einen Kubikzentimeter Terpentin in das linke Ellbogengelenk. Sofort stellten sich furchtbare, fast unerträgliche Schmerzen ein.

Bastians Eltern waren in Frankfurt, wo sie wegen Dr. Richard Bastians beruflichen Pflichten eine Wohnung gemietet hatten, ausgebombt worden und in ihr Heim nach Utting zurückgekehrt. Dorthin wollte nun Claus eiligst fahren um sich versorgen zu lassen. Auf der Bahnfahrt über Geltendorf mußte er, um die Schmerzen etwas erträglicher zu machen, den linken Arm auf den Kopf legen. Als er bei seinen Eltern ankam, hatte das Terpentin schon am Ort der Spritze angefangen die Gewebe zu zersetzen und der Arm war schwammig geworden. Bastians Vater schickte Claus nun eiligst nach St. Ottilien in das dortige Lazarett (heute ist dort das Museum der Missionare berühmt). Claus erzählte dem untersuchenden Arzt, er habe sich auf seinem Hof in Going an einem Stacheldraht verletzt und sich bestimmt eine Blutvergiftung zugezogen. Dieser war sehr nervös und aufgeregt und wollte nicht in eine unklare Sache verwickelt werden: "Hier können wir nichts für Sie tun" brüllte er, "Sie müssen sofort zurück zu ihrer Einheit". Zum Glück für Claus kam gerade dann der Chefarzt des Lazaretts in den Untersuchungsraum. Es war Dr. Kubiaski, der früher in Schondorf nahe Utting praktiziert hatte und der die Bastians dem Namen nach kannte. Er sah sich die, angeblich vom Stacheldraht herrührende Wunde an Bastians Arm an, untersuchte die Schwellung und befahl daß man den Mann sofort in den Operationssaal bringen solle. Beim Öffnen der Wunde stellte sich heraus, daß der Muskel schon teilweise zersetzt war und daß die große Sehne aufgerollt war. Sie wurde vor Claus Augen mit einer Schere abgeschnitten. Kanüle wurden in den Arm eingesetzt um die eitrige Flüssigkeit ablaufen zu lassen und alles deutete darauf hin, daß der Arm wohl amputiert werden müsse. Dr. Kubiaskis Anstrengungen war es zu verdanken, daß der Arm gerettet werden konnte. Dafür waren insgesamt sieben Operationen notwendig. Die erste wurde an der völlig belanglosen Handwunde ausgeführt, die sich Claus selbst

beigebracht hatte um die Verletzung durch Stacheldraht und die Blutvergiftung glaubhaft zu machen.

Die Genesung nach den vielen Operationen war ein langer und manchmal sehr schmerzhafter Prozess, doch die Bärennatur des renitenten Soldaten Bastian bewältigte die selbstzugefügten Schäden eigentlich schneller als ihm selber lieb war. Bald mußte er sich wieder den Kopf zerbrechen, wie er nach Hause kommen könnte, weit vom Schuß und zu den Seinen.

Der Winter 1944-45 wurde in ganz Europa als der Hungerwinter bekannt. So kam es, daß Claus ein offenes Ohr fand, als er dem Arzt im Lazarett St. Ottilien vorschlug, er solle ihn nach Going in Urlaub fahren lassen wo er ein Schwein im Stall habe, das schlachtreif sei. Er würde dann dem Arzt das halbe Schwein zurückbringen. Ohne Schwierigkeiten wurde ihm daraufhin ein Genesungsurlaub gewährt der zur Auflage hatte, daß er sich regelmässig bei dem Wehrbezirkskommando in Kitzbuehel zu melden habe. Er erreichte Going im Februar 1945, zu einer Zeit also, als von Ost und West Armeen schon auf deutschem Boden standen und ihren Druck auf die Reste der stetig schwindenden deutschen Heere täglich verstärkt zum Tragen brachten.

Auf seinem abgelegenen Hof, fern der Luftangriffe und Kampffronten, mit Familie vereint, hatte er natürlich nur ein Ziel im Auge: seinen Aufenthalt so lange als möglich auszudehnen, denn er konnte keineswegs sicher sein, daß sein maroder Arm ihn für immer vom Wehrdienst befreien würde. Er rieb sich also regelmässig Salz in die noch offenen Wundstellen um die Heilung zu verhindern und so nicht gesundgeschrieben zu werden. Er mußte große Vorsicht walten lassen, denn selbst in Tirol saßen überall die Unbelehrbaren, die noch immer an den, von Berlin aus propagierten, Endsieg glaubenden strammen Nationalsozialisten. Das Denunziantentum war allgegenwärtig.

Nicht nur bei großen Teilen der Naziführung sondern auch in den Gehirnen der Alliierten Nachrichtendienste spukte das Gespenst der sogenannten Alpenfestung auf die sich Hitler mit seinen Getreuesten im Schutz der Waffen-SS und seiner Leibgarde zum letzten Verzweiflungskampf zurückziehen würde. Man munkelte, daß sich diese Festung vom Südhang des Wilden Kaisers über Zell am See ostwärts erstrecken würde, jedoch waren für die Tiroler keine Anzeichen von Vorbereitungen für eine solche Verteidigungsstellung erkennbar. Was sich jedoch bemerkbar machte, für diejenigen die Augen und Ohren offen hielten, war die heimliche Heimkehr von so manchem Soldaten, der im wilden Auflösungsprozess der geschlagenen Wehrmacht seinen Weg zurückgefunden hatte. Es gab immer noch im Tal vereinzelte, pflichteifrige Militärpolizisten, die Jagd auf Deserteure machten und sie, wenn sie ihrer habhaft werden konnten, dem Wehrbezirkskommando zur Aburteilung überstellten. Dort mußte noch zu so später Stunde mit dem Todesurteil gerechnet werden. Noch im April 1945 wurden Männer erschossen oder erhängt.

Claus war an einem Frühlingstag mit dem Fahrrad nach St. Johann gefahren, denn er hatte gehört, daß dort Pferde aus einem zerriebenen, aufgelösten Truppenverband gekauft werden könnten und er brauchte ein Zugtier für die Feldbestellung in Going. Niemand kümmerte sich zu jener Zeit darum die Eigentumsrechte bezüglich solcher 'versprengten' Tiere zu prüfen und näher nach ihrer Herkunft zu fragen. Bastian fand den Verkäufer und wurde mit ihm handelseinig. Er legte zehn Mark auf den Tisch und vereinbarte, daß er, wenn er am nächsten Tag das Pferd abholen käme, auch einen Rucksack voll Lebensmittel aus seinen Vorräten vom Hof mitzubringen. Er war schon wieder auf halbem Wege nach Going zurück auf seinem Fahrrad, als er plötzlich hinter sich Schüsse knallen hörte. Als er sich nach dem Schützen umdrehte, sah er, daß er von einem Militärpolizisten mit seinem Blechschild auf der Brust, auf einem Motorrad verfolgt wurde, der ihn zwang anzuhalten und nach St. Johann zurückzufahren, wo er ihn der Militärgerichtsbarkeit beim Wehrbezirkskommando aushändigen wollte. Da Claus Zivilkleidung trug und offensichtlich im wehrpflichtigen Alter stand, vermutete der Polizist in ihm einen Deserteur. In St. Johann angekommen, bat Bastian den Feldgendarmen das Fahrrad bei dem Weinhändler Fischer abgeben zu dürfen, da es nicht sein sondern Fischers Eigentum sei. Bei diesem war Bastian seit langem als guter Kunde bekannt und beliebt. Es traf sich - wieder einmal zum Glück für Claus, - daß auch der Feldgendarm bei Fischer seine Weineinkäufe zu machen pflegte und mit ihm befreundet war. Nachdem der Verhaftete dem Weinhändler sein Leid geklagt und seine Situation einschließlich Genesungsurlaub erklärt hatte, sprach dieser mit dem Militärpolizisten: " Geh', laß doch den da in Ruh' ". Zunächst wollte der Uniformierte

nichts davon wissen, gab aber, nach einigem Hin und Her nach und nach seinen Gefangenen in die Freiheit. Der war so verschüchtert durch den Zwischen-

fall, daß er sein Glück nicht nochmals herauszufordern wagte und lieber auf die geleistete Anzahlung auf den Pferdekauf verzichtete als das Tier abzuholen und wiederum vielleicht einem Durchhaltehelden in die Hände zulaufen.

16. Kapitel

Am 12. April 1945 erreichten die ersten amerikanischen Verbände Going. Sie schlugen ihr Lager auf einer Wiese nahe St. Johann auf. Ihre olivgrünen Zelte waren bald von Kindern umringt, doch so gerne auch die Soldaten mit diesen Freundschaft geschlossen hätten und ihnen lang entbehrte Süßigkeiten zustecken wollten, es bestand der "non-fraternization"-Befehl, der es streng verbot mit der Bevölkerung Kontakte zu pflegen. Was die Einheimischen am meisten beeindruckte, an den Amerikanern war deren Verpflegung, die nach den langen Kriegsjahren schlaraffenlandartig erschien, - mehr als alles andere das Weißbrot, das man selbst vor 1939 höchstens am Samstag in den Bäckereien kaufen konnte. Diese U.S. Truppen waren Kampfverbände, die durch Süddeutschland nach Österreich vorgestoßen waren. Alle Männer der Gegend wurden von Patrouillen inspiziert und solche, die unter dem Arm mit der SS-Rune tätowiert waren, wurden festgenommen, in Internierungs- und Untersuchungslager geschickt.

Nach nicht allzu langer Zeit wurden die G.I.s von französischen Besatzungstruppen abgelöst, die ihre Kommandatur in Kitzbuehel einrichteten. Von dort aus wurde der Befehl weitergegeben, der die Ausweisung und Deportierung aller dort anwesenden Reichsdeutschen zurück nach Deutschland beinhaltete. Diesen wurden nur wenige Stunden eingeräumt, das was sie selber tragen konnten zusammenzupacken, ihre Belange zu regeln. Innerhalb 48 Stunden mußten sie Österreich verlassen haben. Von der Hand eines österreichischen Polizisten erhielt auch Claus Bastian einen solchen Ausweisungsbefehl, am übernächsten Tag müsse er nach München abreisen. Inzwischen war in Kitzbuehel die Nazi-Behörde entfernt worden und eine neuer Bezirkshauptmann zur der Führung der Amtsgeschäfte benannt worden. Bastian kannte ihn, einen Herrn Wiedmoser und suchte ihn auf. Angesichts seiner Vergangenheit als KZ-Häftling und der ihm von den Nazis immer wieder vorgeworfenen Regimegegnerschaft wurde der Ausweisungsbefehl zurückgenommen.

Doch die Reinigungsmaßnahmen der neuen Herren im Lande gingen noch weiter. Alle landwirtschaftlichen Betriebe, die Reichsdeutschen gehörten wurden sollten zunächst in treuhänderische Verwaltung kommen, praktisch enteignet werden. Bastians Hof in Going sollte keine Ausnahme bilden und eines Tages kam ein Bauer, der eine Urkunde mitbrachte in der er als Treuhänder für das Anwesen ausgewiesen war. Claus fragte ihn als Erstes: "Vieviel Geld hast'n mitgebracht?" Verblüfft fragte ihn der Mann, was er wohl damit meine. Bastian erklärte ihm, daß das ganze Vieh weg sei, daß das Haus baufällig sei und dringend repariert werden müsse und daß der Treuhänder, bis zur ersten Ernte ja wohl auch leben müsse, Betriebsmittel brauche, bevor er mit den ersten Einkünften rechnen könne. Der entmutigte Landwirt war froh, daß Claus ihm half einen Brief nach Innsbruck an die zuständige Behörde zu schreiben, in dem er auseinandersetzte daß und aus welchen Gründen der Hof nicht zur Treuhänderschaft geeignet sei. Das war auch dann das Letzte, was Bastian von der Sache hörte.

Nun drängte es den Juristen Bastian wieder ins Berufsleben einzutreten, nur, wenn es ihm zuvor gelungen war nicht nach Deutschland abgeschoben zu werden, war es nun fast unmöglich für ihn dorthin zu gelangen. Die Grenze durfte nur mit einem Passierschein überschritten werden, der nur in gewichtigen Ausnahmefällen und nur an der französischen Kommandatur in Innsbruck ausgestellt wurde. Über Mittel und Wege nachgrübelnd, erinnerte sich Claus an einen Briefwechsel den er mit dem früheren französischen Minister Herriot geführt hatte. Dieser hatte auf seine Einladung anlässlich eines Besuchs in München einen Vortrag im politisch-akademischen Club gehalten. Die Korrespondenz nahm Claus mit nach Innsbruck zum Büro des Oberst Andrieu wo eine lange Schlange von Antragstellern, die alle nach Deutschland wollten, schon stundenlang wartete. Dank Herriots Briefen gelang es Claus ohne lange Wartezeit, vorbei an den Anderen in Andrieus gutbewachtes Büro zu gelangen. Nach kurzer Befragung ließ ihm der Offizier einen viersprachigen Ausweis ausstellen, der ihn zum Grenzübergang berechnete.

stücke und auch schon mal in die
nach St. Johann. Dort hatte er einen Freund, den Bauer Sepp Gasser, der in
Motorrad der Marke Fichtel und Sachs besaß. Dessen Frau war es übrigens

gewesen, die ihm von der Heimtücke Dr. Neureuthers erzählt hatte, der Claus mit den Spritzen destillierten Wassers gegen angeblichen Rheumatismus hereinlegen wollte. Gasser lieh Bastian das Motorrad ohne viel Aufhebens und dieser machte sich ratternd auf den Weg über Kufstein und Bad Tölz, in Richtung München.

Kaum über die Grenze gelangt, wurde er von einem Leutnant der U.S. Armee gestoppt, der ihn zwingen wollte, das Motorrad stehen zu lassen und mit ihm im Jeep nach Bad Tölz auf die amerikanische Kommandantur mitzukommen. Claus konnte gerade genug Englisch um dem Mann klar zu machen, daß das Motorrad nicht sein Eigentum sei und er deshalb nicht stehen lassen könne, da er begründete Befürchtungen hatte, es würde bei seiner Rückkehr verschwunden, gestohlen worden sein. Nach einer Weile hatte er seinen Zweck erreicht und durfte die Fichtel und Sachs mitnehmen. Etwa eine Stunde lang wurde er auf der Amtsstube der Amerikaner ausgefragt, konnte offensichtlich befriedigend antworten und wurde nach München entlassen, nachdem sein verletzter Arm untersucht worden war.

17. Kapitel

Von den amerikanischen Soldaten die in München die Besatzungstruppe stellten, hatten viele das KZ-Dachau selbst besucht, sie hatten den russischen Film von der Befreiung des Lagers Belsen zu sehen bekommen und Berichte über andere Vernichtungslager im Osten gelesen. Es fiel ihnen sehr schwer zu glauben, daß all dies unbemerkt von der deutschen Bevölkerung geschehen konnte. Claus teilte übrigens diese Zweifel, denn Maria Bastian hatte schon Ende 1942, Anfang 1943 von dem ihr befreundeten Justizrat Dispeker gehört, daß ganze Eisenbahnzüge voll Juden nach dem Osten verschickt wurden, von denen nachher nichts mehr gehört oder gesehen wurde. Man konnte sich also schon denken was mit ihnen passierte. In der ersten Zeit der amerikanischen Präsenz in Deutschland wurde deshalb sorgfältig geprüft, ob Antragsteller auf Berufszulassung, sei es im Zeitungswesen oder im Anwaltsberuf, als Beamte oder in politischer Betätigung, sich an den Massenmorden mitschuldig gemacht hatten. Diese Sorgfalt ließ erst, dann aber spürbar nach, als die Beziehungen zwischen den Alliierten, Russen einerseits, Westmächten andererseits, in gegenseitiges Mißtrauen, in den kalten Krieg umschlugen. So kam es, daß bis heute keiner der Richter an Hitlers Volksgerichtshöfen, die in zwölf Jahren Nazi Herrschaft 32000 Todesurteile - fast alle wegen Gesinnungsvergehen - ausgesprochen haben, je für seine Mitwirkung am Terrorregime verurteilt worden ist. Es war eben wichtiger geworden, Antikommunist zu sein als unschuldig an den Greueln, - und nur wenige schien dies zu beunruhigen, obwohl es fast einer nachträglichen Rechtfertigung eben dieser Greuel gleichkam. Die Zeit der "Persilscheine" war angebrochen, - sehr wenige der Naziverbrecher wurden zur Rechenschaft gezogen.

Claus stellte seinen Antrag auf Einrichtung seiner Kanzlei im frühen Stadium dieser Entwicklung, die er später mit wachsender Besorgnis beobachtete. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sein Gesuch um Erlaubnis seine Anwaltskanzlei und ein Büro für die Treuhand AG für Handel und Industrie zu eröffnen, zunächst mißtrauisch hinsichtlich seiner Vergangenheit überprüft wurde. Sein Antrag wurde auf der amerikanischen Dienststelle von einem deutschstämmigen Juden, Captain Baer behandelt. Bastian hatte für sein Vorhaben Räumlichkeiten in der Georgenstraße 9 gemietet, einem Haus das einer Schwiegertochter des Physikers Max Plank gehörte. Dort machte er sich an die Arbeit, nachdem er im November 1945 als Anwalt eingeschworen worden war. Zusammen mit seinem Freund und Kollegen Kapphan zog er in die Büro- und Kanzleiräume. Doch vorher waren Schwierigkeiten zu überwinden. Die Hauseigentümer, Familie Hößlin, hatten gleichzeitig mit Claus und einem Zahnarzt verhandelt, der dort seine Praxis eröffnen wollte. Das Zulassungsverfahren des Zahnmediziners war noch nicht abgeschlossen und ohne seine Genehmigung und die Zustimmung des Wohnungsamts konnte er keinen Mietvertrag abschließen. Als Claus von dieser Situation erfuhr, wurde er beim Wohnungsamt des neuernannten Oberbürgermeisters informiert. Dort war das Verfahren bereits so weit gediehen,

gab die Genehmigung für den Zahnarzt schon in der Schreibmaschine der Sekretärin saß um fertiggeschrieben und zur Unterschrift vorgelegt zu werden. Scharnagl hörte Bastians Erklärungen an, für die er volles Verständnis zeigte, befahl die Genehmigung des Zahnarztes aus der Maschine zu nehmen und ließ eine solche für Claus und seinen Partner ausstellen. Nun, da dieses Problem gelöst war, konnte es an die Arbeit gehen.

57

Das wichtigste 'Zubehör' jeder Kanzlei ist bekanntermaßen eine tüchtige Sekretärin. Wieder war Claus das Glück besonders günstig. Der Oberbürgermeister hatte um sich eine junge Mannschaft von Juristen gesammelt, die ausnahmslos Gegner des Naziregimes gewesen waren. Unter ihnen war ein inzwischen zum Stadtrat unter dem Oberbürgermeister Scharnagl aufgestiegener Kollege Bastians, Dr. Seemüller, der 1937 gleichzeitig mit Claus sein Staatsexamen abgelegt hatte. Seemüllers Freundin war eine charmante Blondine, Gretel Janzten, die zur Schlüsselfigur in der neuen Kanzlei wurde und Bastian von der ersten Stunde an, bis zum Ende seiner Anwaltstätigkeit betreute. Berufserfahrung hatte sie als Chefsekretärin bei den Bayrischen Motorenwerken gesammelt. Sie sollte noch auf persönlichem Gebiet schwierige Zeiten durchmachen: Dr. Seemüller heiratete später die bekannte Schauspielerin Maria Wimmer.

Die Anwaltskanzlei erlebte sich bald großen Zustroms von Mandanten. Dr. Bastian war bekannt als der einzige ehemalige Konzentrationslagerhäftling der den Juristenberuf ausübte und zweifellos versprachen sich hiervon nicht Wenige beträchtliche Vorteile für ihre Rechtsgeschäfte, wenn er sie vertrat.

Auch die Treuhand AG für Handel und Industrie profitierte von dieser Situation ebenso wie von der Erfahrung Bastians und Kaphans in Steuerbelangen.

Im Jahre 1947 wurde die Gesetzgebung zur Wiedergutmachung der materiellen Verluste erlassen, die Juden durch die als 'Arisierung' beschönigte Enteignung ihrer Geschäfte und Betriebe erlitten hatten. Es ging um die Rückerstattung großer und kleiner Firmen, die von 'reinblütigen' Ariern meist zu Spottpreisen oder ohne Entschädigung übernommen worden waren, an die wenigen Überlebenden oder an deren Rechtsnachfolger, soweit sie gefunden werden konnten. Für die durch die Enteignungen erlittenen Schäden sollte Ersatz geleistet werden, für die Verluste die berechnet und nachgewiesen werden konnten. Trotz der inzwischen erfolgten Abwertung der Reichsmark im Verhältnis von zehn für eine neue Deutschmark, handelte es sich oft um große Beträge. Bastian wurde bald als Wiedergutmachungsspezialist bekannt und einige der wichtigsten Arisierungsfälle Süddeutschlands gingen über seinen Schreibtisch. Trotzdem er von der amerikanischen Besatzungsmacht als Volljurist und Anwalt anerkannt und zugelassen war, blieb er, nach deutschem Recht noch Assessor, eine Ironie über die er häufig lächelte.

In der ersten Zeit seiner Berufstätigkeit in München wohnte Bastian, dem am..(?).. seine Familie aus Going gefolgt war, im Laimer Schloßchen der Gräfin Bernadotte, das in einem großen, parkähnlichen Grundstück gelegen war. Dort begann er mit einer sportlichen Betätigung, die er bis ins Alter von fast 76 Jahren täglich betreiben sollte. Eine der Folgen die 'sein' Rußlandfeldzug bei ihm hinterlassen hatte, war ein schweres Ischiasleiden. Lange Zeit auf dem Erdboden in der Nässe schlafen zu müssen ohne die Möglichkeit sich und die Kleider je richtig austrocknen, durchwärmen zu können, hatten es verursacht. Als er wieder zu Hause war, konnte er den Rumpf noch nicht einmal weit genug beugen um den Stopper aus der Badewanne zu ziehen. Damals zwang er sich zum Laufen, - dem, was man heute 'jogging' nennt. Anfangs war es eher ein mühsames Humpeln, dann konnte er schreiten und schließlich lange Strecken laufen. Nachdem er in Harlaching, in der Alois-Wohlmuth-Straße Nr.17 ein geräumiges Haus für sich und seine zahlreiche Familie gekauft hatte, ermunterte er seine Kinder mit ihm zu laufen. Viel später, nach dem Umzug in die Leopoldstraße 38a, lief er noch Tag für Tag durch den Englischen Garten und, schon über 70 Jahre alt, in Grasse, wo er heute noch viele Monate des Jahres verbringt, gingen seine Dauerläufe entlang dem Canal de Provence bis ihn vor wenigen Jahren ein Hüftleiden endgültig zum Aufgeben dieser körperlichen Betätigung zwang. Seine immer noch beneidenswerte Gesundheit glaubt er zu einem nicht unerheblichen Teil diesem täglichen Herz-und Lungentraining zuschreiben zu können.

18. Kapitel

Es gab zu jener Zeit und noch viele Jahre später in Deutschland eine Reihe von Lagern für sogenannte 'displaced persons'. Dort wurden Menschen untergebracht, die nach der Besetzung ihrer Heimatländer durch die deutschen Heere ins Reich verschleppt worden waren, um in Zwangsarbeit die von Speer organisierte Kriegsproduktion, trotz der Einberufung zahlloser Fabrikarbeiter zur Front, aufrecht zu erhalten. Jetzt, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs konnten oder wollten sie, aus den verschiedensten Gründen, nicht mehr zurück in ihre Vaterländer. Viele hatten dort alles verloren, Familie und Besitz. Auch herrschte im Osten Europas die Sowietunion nebst ihren Marionettenregierungen. Nachrichten über das Los von Heimkehrern gab es kaum. Viele verschwanden dort spurlos, wie selbst russische Kriegsgefangene, die, nach ihrer Befreiung, von kommunistischen Parteiorganen als möglicherweise mit westlichen Ideen infiziert und deshalb gefährlich angesehen wurden. Zehntausende sind in sibirischen Arbeitslagern verschwunden wo sie nicht über die Lebensart außerhalb der Sowietunion sprechen konnten. Die Verunsicherung unter den 'displaced persons' war trotz der wiederlangten - relativen - Freiheit in den 'camps', in denen die Mehrheit bleiben mußte, war groß und sie nahmen das Lagerleben lieber auf sich als ein möglicherweise schlimmeres Los unter den neuen Machthabern ihrer Heimat. Nach und nach fanden die einen oder anderen unter ihnen, den Weg in das deutsche Zivilleben, wo sie sich recht und schlecht durchschlugen.

Diese Menschen waren rücksichtslos aus ihrer gewohnten Umgebung herausgerissen worden. Sie waren in ein fremdes Land gepresst worden wo sie gehassten Feinden dienen mußten, wo ihr Leben nicht nur durch die Luftangriffe der Alliierten, von deren Sieg sie sich Befreiung erhofften, bedroht war. Sie waren wehrlos der Willkür der Kriegsmaschine der Nazis ausgeliefert innerhalb derer sie unter den scharfen Augen mitleidsloser Bewacher Frondienste leisten mußten, um sich das bloße Überleben zu sichern. Es wird deshalb kaum Wunder nehmen, daß sie den besiegten Deutschen nicht wohlgesinnt waren, auch nicht daß manche von ihnen mit den Strafgesetzen in Konflikt kamen. Sie hatten wenig Skrupel ihre eigene Lage durch Geldverdienst im Schwarzhandel, leider manchmal auch durch Betrug oder Diebstahl zu verbessern, denn sie fühlten, daß diese Welt ihnen sehr viel mehr schuldete als das Flüchtlingsdasein, das sie jetzt fristeten. Sie mußten sich durchschlagen so gut und wie immer sie konnten.

Zu dieser Gruppe Heimatloser gehörte auch einer der ersten Mandanten die sich an die neue Kanzlei wendeten.

Claus erinnert sich an ihn nur unter dem Namen Moische, einen Juden der im Gefängnis von Wolfrathshausen wegen schieberischer Geschäften einsaß. Dort besuchte Bastian den Mann in seiner Zelle, die überreich mit Nahrungs- und Genußmitteln ausgestattet war. Büchsenfleisch, Schokolade, Zucker, Tabakwaren und Getränke aller Art waren verstaubt wo immer Platz war. Der Inhaftierte erkundigte sich nach der Höhe des Anwaltshonorars. Bastian nannte ihm die Summe von tausend Mark, die, angesichts der immerhin nicht unerheblichen Schwere der Vergehen die dem Mann angelastet waren und dessen ostentativ zur Schau gestellten Reichtums, angemessen schien. Moische zog daraufhin zwei Rollen roter Hundertmarkscheine aus der Tasche, löste von einer derselben das Gummiband mit dem sie zusammengehalten wurde und zählte langsam und bedächtig fünf Scheine auf den Tisch. Dann sagte er: "Muß geniegen". Claus war zugleich sprachlos und amüsiert über die Stirn des Mannes. Er wußte zwar, daß dieser, hätte der Anwalt auf der vollen Höhe seines Honorars bestanden, keine andere Wahl gehabt hätte als zu bezahlen, doch protestierte er nicht und beließ es bei der angebotenen Abschlagssumme. In seiner Kanzlei, wo er den Zwischenfall zum Besten gab, bürgerte sich das geflügelte Wort ein: "Muß geniegen" für alle solche Fälle, in denen berechnete Erwartungen nicht in Erfüllung gingen.

Unter den umfangreichsten Wiedergutmachungsfällen, die Bastian zu behandeln hatte war derjenige der weltbekannten Porzellanmanufaktur Rosenthal aus Selb im bayrischen Wald. Die Verbindung zu dieser kam eher zufällig zustande. So wie die Münchner den Starnberger See als IHREN See, als Erholungs-, Freizeit- und dann auch als exklusives Wohngebiet betrachten, so galt der Ammersee seit langem als Anziehungspunkt für die Augsburger. Unter den häufigen Feriengästen dort war die Familie Zöllner, eines Mathematiklehrers an der Maria-Theresianschule, nahe der Prinzregentenstraße und der Stadtbücherei. Frau Zöllner war eine geborene Rosenthal aus Selb. Deren zwei Kinder, Walter und Marga, die in Utting mit einem bekannten Schauspieler

befreundet gewesen war, hatte Bastian schon früher am Ammersee kennengelernt. Marga hatte in den dreißiger Jahren einen bekannten schweizer Zahnarzt, Dr. Galli, aus Bern geheiratet, war also vor den Naziverfolgungen, die sich im späteren Verlauf des Rassenwahnsinns auch auf Halbjuden erstreckten, in Sicherheit gewesen. Zu Kriegsbeginn war ihr Bruder Walter zum Wehrdienst eingezogen worden wo er, dank seiner Bergsteigererfahrung, als Gebirgsjäger unter General Dietl im Norwegenfeldzug gedient und sich das Eiserne Kreuz verdient hatte. Im Zuge der immer fanatischeren Judenverfolgung wurde auch für ihn keine Ausnahme gemacht: trotz bewiesener Tapferkeit vor dem Feind wurde Walter aus der Wehrmacht ausgeschlossen. Nun begann er, mehr ahnend als wissend, um sein Leben zu fürchten. Dank seiner Kenntnis des Alpengebiets und seiner vorzüglichen bergsteigerischen Ausbildung, gelang es ihm bei Nacht und Nebel über die Grenze zwischen Österreich und der Schweiz zu flüchten. Er fand natürlich im Heim seines Schwagers Unterschlupf und besuchte die Berner Universität. Er, der schon das Augsburger Realgymnasium als Spitzenschüler absolviert hatte, konnte ohne Schwierigkeiten sein Geologiestudium 'cum laude' zu beenden. Sein Vater war schon vor dem Krieg, wegen seiner Ehe mit einer jüdischen Frau, aus dem Lehramt entlassen worden. Seine Mutter hatte nach dem Erlaß der Nürnberger Rassengesetze den Tod durch Ertrinken gewählt. Walter selbst, das muß hier vorausgeschickt werden, wurde anfang der Fünfziger Jahre auf eine geologische Forschungsexpedition in den Gran Chaco nach Paraguay entsandt. Dort im Urwald, erkrankte er an einer Blinddarmentzündung, die ihn dahinaraffte, da keine zulängliche medizinische Versorgung vorhanden war.

In seiner Kanzlei in der Georgenstrasse, die sich bald als zu klein erweisen sollte, war für Herrn Philip Rosenthal lange Zeit ein Raum reserviert, den dieser nicht nur für sein Rückerstattungsverfahren sondern auch sonst für seine Geschäfte benutzte.

Er war noch rechtzeitig vor Ausbruch des Krieges nach England emigriert und hatte dort im Pioneer Corps, eine der wenigen Einheiten die deutschen Flüchtlingen zugänglich gemacht worden waren, gedient. Das Unternehmen war in die Leitung seines Halbbruders Udo Frank übergegangen, der als reiner Arier galt. Phillips Vater, Geheimrat Rosenthal, hatte die Frau seines Rechtsanwalts Frank geheiratet, die Udo mit in die Ehe brachte. Der Geheimrat war nach der Machtübernahme durch die Nazis in eine Nervenheilanstalt eingeliefert worden, wo er wenig später starb. Nach seinem Tod vermählte sich seine Witwe Maria mit dem Grafen de Beurges, der jedoch in den Erb- und Rückerstattungsangelegenheiten der Rosenthal Familie persönlich nicht in Erscheinung trat. Die Schlüsselfigur war die Gräfin Maria die, wohl unter dem Druck der Partei, ihren halbjüdischen Sohn Philip zu Gunsten ihres arischen Sohns Udo enterbt hatte. Da die Gräfin an der Cote d'Azur wohnte, mußte Claus häufig nach Südfrankreich zu Besprechungen reisen. Udo Frank und Adalbert Zöllner, der früher nur der Leiter der Rosenthalfiliale in der Münchener Theatinerstrasse gewesen war, standen dem wiedergekehrten Philip Rosenthal nicht gerade freund- und verwandtschaftlich gegenüber, denn nun mußte die ganze sozusagen 'sanfte' Arisierung der Firma rückgängig gemacht werden.

Hierzu war es notwendig zu beweisen, daß der Geheimrat seiner Zeit unrechtmäßig in die Nervenklinik eingewiesen worden war. Es mußte nachgewiesen werden, daß Philips Vater keineswegs geisteskrank war als er hinter den vergitterten Türen und Fenstern der Anstalt verschwand, sondern, daß dies aufgrund eines falschen Gutachtens geschehen war. Ohne diesen Nachweis wären die von der Gräfin und ihrem Sohn getroffenen Maßnahmen und Verfügungen rechtens und die Ansprüche Philips und der übrigen 'nichtarischen' Erben nicht durchsetzbar gewesen. Der Psychiater, der hier verständlicherweise nicht genannt werden soll, gab zu, daß sein damaliges Gutachten nicht richtig gewesen war. Er erstellte ein neues, in dem er die geistige Gesundheit des Geheimrats Rosenthal voll bestätigte und seine frühere Diagnose als ein Irrtum eingestand. In Wahrheit war das erste ärztliche Zeugnis ausgestellt worden, ohne daß der Arzt den Patienten gesehen, geschweige denn untersucht hätte. Es mag dahin gestellt bleiben ob der Arzt damals glaubte dem Geheimrat einen Dienst zu leisten, - ihn und sein Unternehmen dem sofortigen Zugriff der Nazis zu entziehen, - oder ob andere Motive ihre Rolle spielten. Jedenfalls gelang es Bastian durch langwierige Verhandlungen mit verschiedenen Großbanken, bei denen Aktienpakete der Rosenthal AG, teilweise für verschwundene jüdische Teilhaber in Verwahrung gehalten wurden und die für diese treuhänderisch stimmberechtigt im Aufsichtsrat vertreten waren, daß Philip Rosenthal zum Vorsitzenden des

Aufsichtsrats bestellt wurde. An dieser Ernennung war auch der Baron von der Thann der Bayrischen Hypotheken und Wechselbank und ein weiterer Direktor namens Geiger aus Kempten aktiv beteiligt. Eine Anzahl der Erben der toten jüdischen Aktionäre hatten sich auch Bastian zwecks Vertretung ihrer Interessen anvertraut und er konnte für diese ebenfalls zufriedenstellende Vereinbarungen zur Wiedergutmachung aushandeln. Oft hatte er den Eindruck, daß die leitenden Herren der Großbanken lebhaftes Interesse hatten, Skandale zu vermeiden und deshalb bereit waren nicht allzu kleinlich bei der Abwicklung solcher Ansprüche zu sein. Die Banken hatten sich bei den Enteignungen, Arisierungen und der Behandlung jüdischen Eigentums unter den Nazis nicht gerade durch menschliche Rücksichtnahme ausgezeichnet, meint Claus, und die Offenlegung der Vergangenheit wäre dem Ansehen der von ihnen geleiteten Institute wohl kaum zuträglich gewesen.

63

in der Ehe Rosenthals, die schließlich durch eine Scheidung beendet wurde. Eingeflochten sei hier, daß sie später noch ein zweites Mal heirateten und sich dann auch ein zweites Mal scheiden ließen.

Severn, der häufig in Paris zu tun hatte, nahm Jane Rosenthal mit dorthin, wo er einen Mann besuchte, den er als einen väterlichen Freund zu betrachten schien, auf dessen Rat und Unterstützung er in allen geschäftlichen und privaten Dingen rechnen konnte. Dieser, Herr Antoine Diamantidis war auch Weißrusse, jedoch griechischen Ursprungs, der bis 1917 Reeder in der Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer und im Kohlenhandel mit belgischen Minen tätig gewesen war. Als ihn die Oktoberrevolution zur Flucht zwang, lebte er zunächst in Belgien von wo aus er während des Grossen Krieges viel zur Versorgung der alliierten Schifffahrt mit Brennstoff beigetragen hatte. Nach Kriegsende war er dann nach Paris gezogen und unterhielt dort ein großes Haus, das seinen weißrussischen Leidensgenossen als Versammlungs- und Zufluchtsort diente. Er war so etwas wie Clan-Chef für sie geworden. Er sollte übrigens das schöne Alter von einhundert Jahren erreichen, bevor er 1985 starb.

Severn bezeichnete Diamantidis als einen Verwandten mit dem er gemeinsam die Ansprüche der Familie Alexejev auf die Staatstaktien betreiben wollte die Telepnef sich mit dem Geld erworben hatte, das er von den Alexejevs veruntreut hatte. Dr. Bastian sollte für seine anwaltschaftlichen Bemühungen ein Honorar von etwa dreißigtausend DMark erhalten. Zusätzlich war ihm für den Erfolgsfall ein Sitz im Vorstand der Steatit AG zugesagt worden, denn seine Tätigkeit als Steueranwalt wäre dort von großem Wert gewesen.

Im Streit zwischen Severn und Philip Rosenthal kamen nun die Interessen Dr. Bastians von beiden Seiten her schwer zu Schaden. Severn trennte sich von ihm, obwohl der Fall vor dem Gericht in Fürth schon spruchreif gediehen war und Rosenthal beschuldigte Frau Maria Bastian sie habe seine Frau Jane und Severn 'verkuppelt', was unausweichlich zu einem Abbruch der bisher freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem Anwalt und dem Mandanten führen mußte.

Wider Erwarten, wurde die Rückerstattungsklage in Fürth abgewiesen. Bastian war zuversichtlich, daß er in der nächsten Instanz den Fall zugunsten seines Mandanten hätte lösen können. Severn hatte inzwischen einen anderen Anwalt mit der Sache betraut und der, entweder auf Severns Anordnungen oder aus eigener Unkenntnis, ging nicht in die Berufung. Das betrüblichste für Dr. Bastian war, daß seine ganze Arbeit in diesem Fall nicht honoriert wurde. Das Mandat war von de Telepnef unterschrieben worden und der war spurlos verschwunden, aller Wahrscheinlichkeit nach um Severns Ansprüchen auf Zurückgabe der Vermögenswerte, die aus dem Alexejewbesitz in England von Telepnef veruntreut worden waren, zu entgehen. Bastian konnte also seine Honoraransprüche gegen Severn nicht geltend machen. Dieser war inzwischen mit Jane Rosenthal nach Paris gezogen, vielleicht um den entwichenen Telepnef dort zu finden. Er weigerte sich, ebenso wie sein Freund Diamantidi, Bastians Forderung anzuerkennen. Verärgert gab dieser die weitere Verfolgung seiner Ansprüche auf.

Auch Rosenthal löste seine Beziehungen zu Claus, obwohl zu jenem Zeitpunkt die Rückerstattung beileibe noch nicht vollzogene Tatsache war. Philip war wohl geschäftsführender Vorstand der Gesellschaft geworden, doch hingen noch viele Fragen des Aktienbesitzes in der Schwebe, deren Weiterverfolgung nun anderen Anwälten übertragen wurde.

Es besteht kein Zweifel, daß Claus Bastian, neben dem natürlich schmerzhaften Verlust einer so wichtigen Mandantschaft, auch den Bruch einer persönlichen Freundschaft mit Philip Rosenthal sehr bedauerte. Er zollt der Leistung des Selber Unternehmers große Achtung, der es verstand die amerikanische Niederlassung der Porzellanmanufaktur zu neuem Glanz zu führen. Diese Vertriebsorganisation war schon vor dem Zweiten Weltkrieg geschaffen worden und Bastian glaubt, daß sie bei Eintritt der U.S.A. in das Kriegsgeschehen, wie alle deutschen Unternehmen dort, als feindliches Eigentum beschlagnahmt wurde. Philip Rosenthal konnte sie nicht nur in den Konzern zurückführen sondern auch dazu beizutragen, daß sich der Firmennamen als allgemeines Substantiv für Porzellan im amerikanischen Sprachgebrauch etabliert hat. Hierzu trug bei, daß große Designer wie Loewy, dessen Namen drüben gewaltige Zugkraft hatte, sowie namhafte deutsche und skandinavische Künstler zur Gestaltung von Tafelgeschirr, Schmucktellern und wertvollen Mokkatassen, unter anderem, unter Vertrag genommen wurden. Auch in der Leitung des Familienunternehmens bewies er sich als äußerst tüchtiger Manager, eine Tatsache die seiner politischen Karriere sicher zugute kam. Rosenthal trat in die Sozialdemokratische Partei ein und wurde in den Bundestag als Abgeordneter für den Selber

Wahlkreis entsandt. In Bonn schloß er Freundschaft mit dem Wirtschaftsminister Schiller und wurde zu dessen Staatssekretär ernannt. Es kamen Gerüchte auf, daß er selbst den Ministerposten ersehnte, jedoch soll Schiller dies geahnt, oder davon gewußt haben und ihn daraufhin 'ausgebootet' haben.

Claus Bastian selbst beabsichtigte in den frühen Stadien der neuen demokratischen Bundesrepublik in die Politik einzutreten. Zusammen mit seinem Studienfreund Dr. Seemüller - inzwischen Stadtrat von München - und Herrn Wolf, dem Besitzer eines großen Gestüts der Pferdezucht, und einem Mitglied des bayrischen Landtags, bildeten sie eine Partei unter dem, für Bastian höchst charakteristischen Titel: "Partei der wirtschaftlich und politisch Entrechteten" für die Bastians Schwager, der Maler Fechtner ein Wahlplakat malte. Auf diesem war Claus in seiner Schmiedekleidung mit Lederschurz und einem großen Vorschlaghammer auf der Schulter zu sehen. Die Gründer betrachteten sich im Grunde als parteilose. Der Name der Partei sollte als Sammelbegriff für die Wählerschaft dienen, an die sie sich wenden wollten. So traten sie guten Mutes in den Kampf für die bayrischen Landtagswahlen im Jahre 1950. Claus Bastian bewarb sich für den Wahlkreis Landsberg am Lech, zu dem auch sein Heimatsort Utting am

Offensichtlich gab es kein breites Interesse für unabhängige, parteilose Kandidaten. Die C.S.U. hatte unter dem beliebten und klugen Politiker Joseph Müller, der den Kosenamen 'Ochsensepp' trug, die große Mehrheit der Wähler angezogen. Franz-Josef Strauß war schon damals ein Schützling des Ochsensepp, dem er später in der Führung der Partei folgen sollte.

Bastian war und ist nicht der Mensch, der sich in eine strikte Parteiorganisation eingliedern könnte. Zu sehr Individualist, widerstrebte ihm besonders das Manoevrieren hinter den Kulissen, das zum politischen Alltag gehört, die Intrigen und Winkelzüge die ihm gegen die Natur gehen. Mehr der geradlinigen Einfachheit zugetan und in vielen Dingen, die für ihn Überzeugung und unabdingliches Prinzip bedeuten, nicht kompromissbereit, war ihm am unerträglichsten, der Eifer mit dem viele, die früher enthusiastische Mitläufer der Nazis gewesen waren, sich um Führungspositionen in den neuen Parteien rangelten. Diese Machtkämpfe im politischen Vor- und Umfeld wurden durch die Praxis der Spruchkammern begünstigt, die es möglich machte, den so Beflissenen ihre Vergangenheit zu verharmlosen. Bei den Entnazifizierungsprozess saßen sicher des öfteren Richter auf der Bank, deren eigene Weste wohl nicht fleckenlos weiß war. So wurden Männer, die in den Kreisen der Schwerschuldigen verkehrt, ja mitgewirkt hatten, zu einfachen Mitläufern und letztere häufig zu sogenannten Nicht-Betroffenen umfunktioniert.

Mit Richtern solcher Geistesrichtung hatte Bastian es in seiner Anwaltstätigkeit mehr als einmal zu tun. Ein Fall der ihn zutiefst berührte war die Verteidigung vor dem Landgericht Landshut von drei jungen Männern

die einer Zigeunerfamilie entstammten. Sie waren der Vergewaltigung angeklagt. In einem Gasthaus hatten sie mit einer Frau Bekanntschaft gemacht, die im Prozess von mehreren Zeugen als eine notorische Prostituierte identifiziert wurde. Sie hatte das Trio zu sich in ihre Wohnung eingeladen, - es darf wohl angenommen werden, daß nicht beabsichtigt war dort Skat oder Schafskopf zu spielen. Es war wohl ein Tarif für die Liebesdienste der Frau vereinbart worden, doch kam es am Ende der Veranstaltung wohl zu einem Streit weil die jungen Leute nicht bezahlen wollten - oder konnten - wenigstens nicht in voller Höhe. Wutentbrannt wollte die Frau sich an den Männern rächen, bezichtigte sie der Vergewaltigung und zeigte sie der Polizei an.

Im Laufe des Prozesses stellte sich unter anderem heraus, daß einer der Zigeuner von den Nazis kastriert worden war, jeden Geschlechtsverkehrs also auch der Vergewaltigung absolut unfähig war. Den Aussagen der Angeklagten, daß die Frau sie nicht nur zum Mitkommen in die Wohnung sondern auch zum bezahlten Geschlechtsverkehr eingeladen habe, wollte der Richter keinen Glauben schenken und äußerte sich etwa wie folgt: "Ich hätte geglaubt, daß man mit Leuten wie Euch längst aufgeräumt hätte", eine klare Anspielung auf die Rassenpolitik der Nazis und kaum verschleierte Zustimmung zu deren Aufräumungsmethoden. Claus amtliche Beschwerde gegen den Richter blieb, nicht unerwarteterweise, erfolglos.

Bastian kehrte der Politik alsbald den Rücken, ließ seine politischen Ambitionen fallen und stellte, neben seinem beruflichen Streben seine Energie in den Dienst sozialer und wohltätiger Einrichtungen. Er wurde zum Vorstand des Mutterhauses des Bayrischen Roten Kreuzes wo er in der engeren zentralen Geschäftsführung tätig war. Während seiner Amtszeit wurde das Rote Kreuz Krankenhaus in Neuhausen aufgebaut. Gleichzeitig war er Mitbegründer der deutschen Sektion von SOS-Kinderdorf, der weltbekannten Organisation zur Rettung und Betreuung von Kindern, die durch den Krieg und seine Folgen eltern- und heimatlos geworden waren. Er hatte ein nahes, freundschaftliches Verhältnis zu dem vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Schweizer Gmeiner, dem Begründer dieses so segensreichen Netzes von Kinderdörfern in aller Welt, von denen eines, links der alten Hauptverkehrsstraße von München nach Starnberg, noch heute vom Erfolg der Anstrengungen Bastians und seiner Freunde zeugt. Auch Franz-Josef Strauß zeigte rege Anteilnahme an dieser Stiftung und setzte es auf einer Ratssitzung derselben durch, daß die bisher ehrenamtliche Verwaltung durch eine bezahlte Verwaltung ersetzt wurde.

In frühen Nachkriegsjahren lebten auch in Deutschland Clubs, Vereinigungen und Organisationen auf, denen der Nationalsozialismus die Existenzberechtigung abgesprochen hatte, manche davon, wie die Freimaurer, auch aktiv bekämpft, verfolgt hatte. Claus Bastian war von der Idee der aus U.S.A. eingeführten Lions Clubs sehr angetan. Neben den wohltätigen Zwecken, die der Club verfolgt, war auch dessen 'Code of Ethics' ganz in seinem Sinne. Weder

Im Vergleich zu anderen solchen Organisationen, wie den Rotariern, empfand Bastian die Lions als demokratischer und weniger elitär ausgerichtet. Er wurde dann auch Gründungsmitglied des ersten Münchner Lions Clubs, eines der frühesten in ganz Deutschland. Bei dieser Gründungsarbeit wurde er nicht nur von bayrischen Wirtschaftsführern aus dem Hause BMW und Knorrbremse, wie Herrn Immetter, unterstützt, sondern auch vom Lions Distrikt Governor der Schweiz, in Zürich, Herrn von Salis. Professor Marchionini wurde zum ersten Präsidenten des Clubs gewählt und Claus Bastian folgte ihm in diesem Ehrenamt nach. Natürlich war das Sammeln von Geldbeträgen für notleidende Mitbürger und unterstützungsbedürftigen Wohltätigkeitseinrichtungen eines der Hauptziele des Clubs, jedoch spielten Vorträge prominenter Herren aus Kultur und Wissenschaft eine wichtige Rolle in den Clubversammlungen. Es sprachen unter anderen Herr von Stauffenberg, ein Verwandter des Obersten der nach dem Attentat auf Hitler im Juli 1944 hingerichtet wurde und Herr Werner Finck, ein bekannter Schauspieler und Kabarettist der Nachkriegsjahre.

Der anfängliche Enthusiasmus der Clubmitglieder verflachte jedoch mit den Jahren, wie das so häufig der Fall ist und Claus fand, daß allzuviel Zeit auf clubinterne Formalitäten verwendet wurde, sodaß er das Interesse am Clubleben verlor und sich von ihm zurückzog.

Im Jahre 1950 erhielt Claus Bastian Kenntnis von einer Angelegenheit die ihn zwar nicht beruflich bebeschäftigte, ihn aber in seinen tief verwurzelten Zweifeln an der Gewissensreinheit vieler überlebender Deutscher Akademiker mehr als er gewünscht hätte bestätigte.

Er war bekannt, ja befreundet mit einem prominenten Urologen, Dr. Franz-Josef Stier der mit einer hochqualifizierten Kinderärztin verheiratet war. Dr. Stier war schon in jungen Jahren wegen seiner hervorragenden Fähigkeiten, insbesondere als Diagnostiker zum Assistenten des Professors für Urologie am Schwabinger Krankenhaus ernannt worden. Als er 1939 zum Militärdienst einberufen wurde, stellten die Heeresbehörden fest, daß er einer bekannten Familie von Viehhändlern aus dem Allgäu kam, die, wie viele ihres Berufs, von Zigeunern abstammten aber seit Generationen sesshaft und in die ländliche Gesellschaft des Voralpenlands integriert waren. Diese Herkunft genügte um ihn von der Eingliederung in die Wehrmacht als Arzt und Offizier zu disqualifizieren. Er wurde also mit dem Rang eines Sanitätsgefreiten an die Front und 1941 nach Rußland geschickt, wo er wahrscheinlich auf "höhere Weisung, an die gefährlichsten Abschnitte versetzt wurde. Zwar überlebte er, wurde jedoch verwundet. Als nun, etwa 1950, seine Gattin bei der Münchner Ärztekammer ihre Zulassung als Kinderärztin beantragen wollte, wurde ihr von wohlwollenden Ratgebern in der Kammer hinter vorgehaltener Hand geraten, sie möge doch klug sein und in ihrem Antrag nicht erwähnen, daß ihr Mann "Nicht Belasteter" oder gar "Verfolgter" des Regimes gewesen sei. Ein solcher Vermerk könnte ihrem Antrag abträglich sein, - die 'alte Garde' habe ja immer noch das Sagen. Diese Herren würden vorzugsweise ihre alten Gesinnungsgenossen wieder bei einem Zulassungsantrag begünstigen, als Leuten die Gegner oder Opfer der Nazis gewesen seien.

In einem anderen Fall war es der Mandant, der sich während der Arisierungswelle unrechtmässig bereichert haben sollte. Herr Schniewind, so hieß der Mandant, war ein früheres Mitglied des Vorstands der Reichsbank gewesen. Ohne eigene Kapitaleinlage wurde er zum Teilhaber der Privatbank Seiler als Komplementär. Die Seiler-Bank war Rechtsnachfolgerin des prominenten jüdischen Bankhauses Aufhäuser geworden, als letzteres 'arisiert' wurde. Schniewind kam zur Treuhand AG für Handel und Industrie mit dem Anliegen, sie möge ihm ein Gutachten ausstellen mit dem vor der Spruchkammer nachgewiesen werden sollte, daß Schniewind völlig kostenlos Komplementär bei der Seiler Bank wegen seiner Qualifikation als ehemaliger Reichsbankvorstand und nicht dank seiner politischen Beziehungen geworden sei. So wollte er den Vorwurf der unrechtmässigen Bereicherung mittels treuhänderischer Expertise zurückweisen. Guten Gewissens konnte Dr. Bastian solches jedoch nicht bestätigen, denn aus den ihm vorliegenden Unterlagen ging nur hervor, daß die Teilhaberschaft unentgeltlich ohne Geldeinlage an Schniewind vergeben worden war. Andere Beweise für den guten Glauben, die Unschuld, des Komplementärs lagen ihm nicht vor. Der Mandant war natürlich empört, verzichtete auf das Gutachten und übertrug sein Anliegen Anderen. Der schließliche Ausgang der Sache interessierte

Claus so wenig, daß er sich nicht die Mühe gab das Resultat der Spruchkammer Verhandlung zu erfahren.

Schniewind war noch in ein weiteres Verfahren verwickelt. Unter dem Reichsbankpräsidenten Schacht, (gemeinsam mit ihm oder ohne dessen Wissen wurde nicht klar in dessen Spruchkammerverfahren, das ihn übrigens trotz seiner Tätigkeit für Hitler, aber wegen seiner späteren Abkehr vom Nazismus, völlig entlastete) entwickelte sich eine komplizierter Wechselbetrug der Hitler dazu dienen sollte, unter dem Mäntelchen der scheinbaren Legalität, die ungeheuren finanziellen Mittel flüssig zu machen die er zu seinen gewaltigen Aufrüstungsprogrammen benötigte. Der Banknotenumlauf war in den frühen Jahren nach der Machtübernahme der Nazis noch gesetzlich begrenzt, und die Reichsbank fühlte sich noch an das Gesetz gebunden. Erst später wurde notverordnet, daß Noten gedruckt werden durften, soviel eben benötigt wurden. Damals jedoch mußten Mittel gefunden werden, das Gesetz zu umgehen. Es wurden nun Wechsel ausgestellt, die sogenannten Mefawechsel, welche von der Reichsbank diskontiert wurden, wenn eine Handelsbank sie dort vorlegte. So bezahlte der militärische Auftraggeber den Fabrikant oder Bauunternehmer mit einem solchen Wechsel der ihn dann bei seiner Hausbank einreichte und dafür von dieser das Bargeld bekam um Arbeitslöhne, Rohstoffe, Geräte und Maschinen, sowie Steuern und Abgaben zu bezahlen. Was er nicht wissen konnte war, daß es jedesmal zwei Wechsel mit der gleichen laufenden Nummer gab, also der Geldumlauf auf betrügerische Weise verdoppelt wurde, das sollte sich er später herausstellen. Schniewind wurde vor einem ordentlichen Gericht der Mittäterschaft an einem staatlich organisierten Großbetrug beschuldigt. Der Sachverhalt selbst stellte sich als so kompliziert heraus, insbesondere die Frage der Abgrenzung der jeweiligen Verantwortlichkeiten, daß, soweit Dr. Bastian sich erinnert, der eiwandfreie Beweis für die Schuld Schniewinds nicht erbracht werden konnte.

Auch in Bastians Berufsleben ergaben sich aus seiner Ehe zu Frau Maria handfeste Vorteile. Der Name der Fürstenbergs und ihre Empfehlungen stellten Verbindungen für ihn her, die ihm kaum geglückt wären hätte er sich ohne seine Familienbeziehungen um sie bemüht. Max-Egon von Fürstenberg empfahl ihn an den Prinzen Adalbert von Wittelsbach als geeigneten Anwalt und Wirtschaftsprüfer in den Belangen der bayrischen Königsfamilie. Prinz Konstantin war der erste aus diesem Kreis, der sich an Dr. Bastian wandte. Er war als Journalist bei der Abendzeitung in München tätig, das Friedmann als Komplement des Morgenblattes "Süddeutsche Zeitung" gegründet hatte. Aus politischer und beruflicher Gehässigkeit war Konstantin häufig das Angriffsziel mancher Kollegen im Journalismus. So erschien, beispielsweise, im Nürnberger Abendblatt ein Lichtbild, das den Prinzen neben einem Gerichtsdieners zeigte. Das Bild war während eines Prozesses aufgenommen worden, in dem er als Zeuge auftreten mußte. Die Aufnahme wurde zu einer Schlagzeile mißbraucht: "Prinz Konstantin vor der Verhaftung". Beleidigungsklage wurde gegen die Zeitung und ihren Beichterstatter angestrengt, jedoch brachte diese nicht mehr ein als eine dreizeilige Berichtigung, irgendwo im Inneren einer späteren Ausgabe.

Prinz Konstantin, Sohn des Prinzen Adalbert war Nachfahre des Königs Ludwig des I. von Bayern, während der als Kronprinz bekannte und beliebte Prinz Ruprecht, Sohn des Prinzregenten Luitpold war, dem nach dem Tod des Märchenkönigs Ludwig dem II. die Regierungsgeschäfte übertragen wurden. Die zahlreichen königstreuen Bayern hatten nach 1945 große Hoffnungen auf Ruprecht gesetzt, von dem man sich die Restauration der Monarchie versprach. Der Kronprinz war erst nach Kriegsende aus Italien zurückgekehrt wo er sich vor dem Zugriff der Nationalsozialisten versteckt hatte, die ihn für ihre eigenen dunklen Zwecke mißbrauchen wollten, die jedoch der Öffentlichkeit verborgen blieben.

Als Schriftsteller und Literat machte sich Konstantin einen Namen, unter anderem mit seinem Buch über den Papst Pius XII. Mancherorts wurde dieses Buch mit der Annulierung der Ehe des Prinzen mit einer Hohenzollern-Prinzessin in Verbindung gebracht. Der Annulierungsgrund war "non consumatio" - obwohl aus der Ehe zwei Kinder hervorgegangen waren.

Durch seine wachsende Freundschaft mit Prinz Konstantin wurde Claus Bastian immer häufiger in Familienangelegenheiten der Wittelsbacher um Rat gebeten, auch in wirtschaftlichen Problemen die dem Haus durch die undurchsichtigen Machenschaften einer Verwalterin erwuchsen. Diese war schon vor geraumer Zeit vom Vater Prinz Adalberts, dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern einem in ganz München beliebten und bekannten Mediziner, eingesetzt worden. Die Gräfin Urbna-Kaunitz hatte zu jener Zeit Generalvollmacht von Prinz Adalbert. Sie war Tochter eines ehrbaren Hafnermeisters aus Augsburg. Sie hatte in erster Ehe einen Arzt, Dr. Kassenetter geheiratet, der mit Ludwig Ferdinand nicht nur durch seinen Beruf sondern auch durch großes gemeinsames Interesse an der Musik verbunden war. Dr. Kassenetter kam auf ungeklärte Weise ums Leben und hinterließ eine Tochter, die später von Claus Bastian vertreten wurde, als sie sich in einer Erbschaftsangelegenheit von ihrer eigenen Mutter übervorteilt fühlte. Diese heiratete dann einen Grafen Kaunitz, der vorher in einer Anstalt für psychisch Kranke untergebracht gewesen war. Trotz - oder wegen - ihrer einfachen Herkunft war diese Frau von einem ungeheuren Ehrgeiz beseelt. Es gelang ihr die Freundschaft Ludwig Ferdinands zu ihrem ersten Mann auszunützen und sie zu einem echten Vertrauensverhältnis auszubauen. Als ein Teil der Familie Wittelsbach vor dem Bombenhagel auf München Zuflucht in dem alten Schloß Hohenschwangau bei Füssen gesucht hatte, machte sie sich um sie, Prinz Adalbert und seine Angehörigen verdient, indem sie bei der Beschaffung von Lebensmitteln sehr behilflich war. Sie hatte ihre Chance erkannt, sich dort nützlich, ja unentbehrlich zu machen, wohl wissend, daß die Wittelsbacher von den harten Tatsachen des Lebens, besonders in Kriegs- und Mangelzeiten, wenig wußten. Es wäre auch unter der Würde der Familie gewesen, die Fischer am Schwansee zu bemühen, einen Teil des Fangs aus dem Schwansee ins Schloß zu bringen, wohingegen die Kaunitz keine solchen Skrupel kannte und selbst zweifellos ganz beträchtliche Vorteile hieraus zog.

Die Gräfin hatte ihre Vollmacht dazu benutzt einen großen Teil des Wittelsbacher Grundbesitzes mit Hypotheken zu belasten, die von der Bayrischen Landesbank gewährt worden waren. Die so flüssig gemachten Gelder verwendete sie unter anderem zum Kauf von Sperrmark in der Schweiz, für deren Einfuhr nach Deutschland wiederum die Bayrische Landesbank Genehmigungen zu erteilen hatte. Mit dem so vorteilhaft eingekauften und ins Reich zurückgebrachten Geld konnte die Kaunitz große Geschäfte tätigen. Sie erwarb auf den Namen der Familie Prinz Adalberts das Palais Leuchtenberg in München, wohl deshalb, daß sie selbst wohl kaum als Käuferin akzeptiert worden wäre. Adalbert hatte übrigens ein wichtiges Buch geschrieben, das vom Erbauer dieses Palais, dem Herzog Leuchtenberg handelt - der ein wichtiger politischer Faktor zur Zeit Napoleons des I. war.

Aus dieser Zeit stammt ein großes Plädoyer, das Bastian in der Sache der Sperrmarkkäufe und Einfuhren gehalten hat.

Die trüben Geschäfte der Kaunitz und die damit verbundene fortschreitende Verschuldung des Wittelsbacher Besitzes führten zur Zwangsversteigerung des schönsten Palais von München, am Wittelsbacher Platz. Bastian war gerade für die Familie tätig geworden und bewerkstelligte den Verkauf des großen Hauses an die Firma Siemens AG die es heute noch für Büros benutzt.

Die Gräfin Kaunitz war, so erinnert sich Claus, eine kleine, etwas rundliche Frau mit graumeliertem Haar und großen blauen Augen. Sie hatte ein weiches Kindergesicht und kleidete sich betont sehr einfach, sicher absichtlich um den Eindruck einer soliden, korpulenten, bürgerlichen Hausfrau und damit Vertrauen zu erwecken, wie ein durch-und-durch ehrliches Hausmütterchen. Sie konnte es jedoch nicht vermeiden, daß gegen sie mehrere Zivilprozesse und ein Strafverfahren eingeleitet wurden. Während der Verhandlungen, bei denen Claus Bastian in Vertretung der Familie Adalberts als Nebenkläger auftrat, stellte sich jeden Tag der Graf Urbna-Kaunitz im Gerichtssaal ein. Er brachte täglich einen großen Strauß roter Rosen, setzte sich so nah er konnte bei seiner Frau nieder und überschüttete sie, so gut es die Situation zuließ, mit Liebesbezeugungen. Wenige der Zuschauer wußten, daß sie den Mann aus der Nervenheilanstalt heraus geheiratet hatte - wohl wegen seiner Verwandtschaft zu den Wittelsbachern, die auch sie in den engen Kreis dieser Familie einschleusen würde. Im Strafprozess, bei dem es um die Schiebung der Kaunitz mit Sperrmark ging, wurde sie zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Für so manche die sie kannten, war das keine große Überraschung, für andere, die mit ihr gesellschaftlich verkehrt hatten, eine fast beschämende

Situation. Sie, die das uneingeschränkte Vertrauen der Wittelsbacher genossen hatte, war immer beflissen gewesen aus dieser Beziehung größtmögliche Vorteile zu ziehen. Als Vermögensverwalterin benutzte sie geprägtes Briefpapier mit dem königlichen Wappen. In ihrem Haus in der Richildenstrasse hatte sie zu großen politischen Abendveranstaltungen eingeladen und diesen Einladungen waren Abgeordnete des Landtags und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens gefolgt. Selbst Alois Hundhammer, Bastians ehemaliger Bettnachbar aus der Dachauer KZ-Baracke war gekommen. Diese Menschen waren Großteils in ihr Haus gekommen, weil sie es wußte Versprechungen auf größere Geldspenden für die jeweiligen politischen Ziele der Gäste wachzuhalten. Nachdem die Herren lange Zeit vergeblich auf die hohen Parteispenden gewartet hatten und der Kaunitz klar war, daß nun doch bald etwas geschehen mußte, wenn ihre Glaubwürdigkeit nicht völlig dahin sein sollte, fanden alle ihre Gäste eines Abends unter ihrem Teller einen Briefumschlag. Die Gräfin ersuchte nun die Anwesenden die Umschläge erst zu Hause zu öffnen um ihm die versprochene Spende zu entnehmen. Unschwer kann man sich die Gesichter und lauten oder ungesprochenen Klagen der Empfänger vorstellen, als sie beim Öffnen der Umschläge, anstelle des erwarteten mehrstelligen Schecks eine Banknote von 50 Dmark vorfanden.

Trotz intensiver Versuche behördlicherseits Vermögenswerte der Kaunitz sicherzustellen, wurde nichts nennenswertes gefunden, obwohl viele die Überzeugung Bastians teilten, daß sie irgendwo beträchtliche Summen des Ertrags aus ihren Sperrmarkgeschäften in Sicherheit gebracht habe.

Als nun der Tag kam, an dem die Gräfin Kaunitz ihre Gefängnisstrafe antreten sollte, war sie nicht aufzufinden: sie war in die Schweiz geflohen, wohl wissend, daß die Eidgenossen sie nicht ausliefern würden, denn Devisenvergehen wurden nicht als Verbrechen beurteilt, die eine Auslieferung rechtfertigten. Diese Flucht war jedoch Grund genug für die deutschen Gerichte dem Antrag Dr. Bastians stattzugeben Haussuchungen in der Wohnung der Entwichenen in der Richildenstraße vorzunehmen. Bastians Verdacht, daß im Kamin oder in anderen geeigneten Verstecken größere Geldbeträge verborgen seien, konnte nicht bestätigt werden. Daraufhin wurde die Suche nach Vermögenswerten welche die Gräfin vor dem Zugriff der Behörden in Sicherheit gebracht haben könnte auf alle die Grundstücke ausgedehnt, zu denen sie, in ihrer Eigenschaft als Vermögensverwalterin der Wittelsbacher Zugang gehabt hatte. In einem Schuppen auf einem solchen Grundstück wurde zwar kein Bargeld entdeckt jedoch fanden sich dort die Särge welche die Kaunitz 'vorsorglich' für alle Mitglieder der Familie des Prinzen Adalbert hatte anfertigen lassen. Jeder der kunstvoll aus Edelhölzern gefertigten Särge trug den Namen und alle Adelstitel der Person die nach ihrem Ableben darin zur ewigen Ruhe gelegt werden sollte und war mit wertvollen Metallbeschlägen verziert. Einer trug den Namen des Prinzen Adalbert selbst, ein weiterer den der Prinzessin Pilar, ein anderer den Namen Prinz Konstantins. Auch für Prinzessin Augusta stand ein Sarg bereit. Eine plausible Erklärung für diese makabre, in die Zukunft blickende Sammlung konnte nicht gefunden werden. Bei Dr. Bastian war wiederum der Verdacht wach geworden, daß die Särge als Versteck für veruntreute Vermögenswerte benutzt worden sein könnten. Er erwirkte einen neuen Durchsuchungsbefehl und fuhr mit seinem Kollegen, Rechtsanwalt Nowak zum Grundstück um die Särge öffnen zu lassen. Diese waren innen mit Metall ausgekleidet und die Annahme, daß Banknoten zwischen Holz und Metall versteckt sein könnten lag nahe. Wiederum blieb jedoch die Suche vergeblich.

Claus war jedoch nicht gewillt die Recherchen aufzugeben. Er reiste in die Schweiz zu seinem Lionsfreund und Kollegen von Salis der in Zürich tätig wurde. Ein Sucharrest wurde erwirkt, der es gestattete das sonst wasserdichte schweizer Bankgeheimnis aufzuheben. Diesmal war wenigstens ein kleiner Erfolg zu verzeichnen: es wurden ungefähr siebzigttausend Mark sichergestellt. Bastians Mandanten, die Wittelsbacher, hatten selbst keinen Vorteil von diesem Fund, denn die Anwaltshonorare und Gebühren der zürcher Juristen verzehrten den gesamten Betrag.

Als Bastian später schon nicht mehr mit dem vielfarbigen Fall der Hafnerstochter und Gräfin befasst war, erfuhr er, daß sie es fertig gebracht hatte, während noch die Freiheitsstrafe in der Bundesrepublik auf sie wartete, in St. Gallen in der Schweiz eine Bank zu gründen. Bei diesem Unternehmen soll, so glaubt Claus, auch ein Sparkassendirektor aus Kempten, Herr Gessler mitgewirkt haben. Wie diese Frau das bewerkstelligt hat, ist Bastian noch heute rätselhaft, war doch in den Prozessakten nachgewiesen worden, daß sie den Wittelsbachern mehrere Millionen DMark schuldig war, die sie schlicht und einfach veruntreut hatte. Immer wieder hatte sie es verstanden Grundbesitz der Familie hypothekarisch zu beleihen und die Kapitalien, die auf diese Weise flüssig gemacht ihrer Vermögensverwaltung zu Vererfügung standen, ohne irgendjemand über die Verwendung und den Verbleib der Gelder Rechenschaft abzulegen, beiseite zu bringen. In der königlich bayrischen Familie war niemand in geschäftlichen Dingen bewandert und die Kaunitz hatte deshalb jahrelang freie Hand. Die Menschen die ihr vertrauten, erfuhren in den meisten Fällen erst durch gerichtliche Mitteilungen von drohende Zwangsversteigerungen, mittels derer die Banken die überfälligen Zinsen der Hypotheken eintreiben wollten, die ohne das Wissen der Eigentümer auf ihr Grundeigentum eingetragen worden waren.

Als Bastian dann von den Wittelsbachern zur Vermögensverwaltung beigezogen worden war, konnte er in drei Fällen in Zwangsversteigerungsverfahren eingreifen und vermeiden, daß wertvollster Besitz öffentlich unter den Hammer kam. Das Wittelsbacher Palais selbst wurde, wie erwähnt an die Siemens AG verkauft und mit dem Erlös Hypothekenschulden zurückbezahlt. So wurde das Schloßrondell in Nymphenburg und das große Haus in der Schackstrasse 1 in München für die Familie gerettet. Nach dem Erfolg dieser Tätigkeit diente Dr. Bastian zu besonderer Genugtung, daß er vorher, mit einem Anwaltskollegen der von der Münchener Anwaltskammer der Familie Wittelsbach anfangs zugewiesen worden war, ein Gespräch geführt hatte, in dem dieser Herr ihm klar und deutlich sagte daß er den Fall eigentlich als hoffnungslos betrachte, es gäbe wohl keinen Ausweg um den Besitz zu retten, es sei denn "die sollten doch a Buidl verkaufen, sonst hat es doch gar keinen Sinn etwas zu unternehmen". Und während die Vermögenslage der Wittelsbacher sich in so desolatem Zustand befand, hatte die Gräfin Kaunitz sich ein Schloßchen im Stil des Preussenschlosses Sans Souci erbaut, in der Richildenstrasse in München. Wenigstens konnte dieses Fantasiegebäude anschliessend versteigert werden und zur Abdeckung einiger Bankschulden dienen.

Es ergaben sich noch andere eigenartige Folgen aus dem Strafprozess gegen die Gräfin: die Einfuhr der Sperrmark aus der Schweiz war ja nur mit der Genehmigung der Bayrischen Landesbank möglich gewesen. Diese war über das Bankhaus Lenz beantragt worden, jedoch wurde nicht der Leiter der Landesbank in diese dunkle Affaire verwickelt, sondern nur ein untergeordneter Bankbeamter.

Bastian hatte, wenn auch nur am Rande, mit der vielbeachteten Restitution der Aufhäuser Bank zu tun. Er beriet Frau Aufhäuser, die aus den Vereinigten Staaten, wo sie vor den Nazis Zuflucht gefunden hatte, nach München anreiste. Viele andere jüdische Mandanten, die Claus vertrat, waren von den komplizierten und manchmal durch die Verschleiерungsmaßnahmen der 'Arisierer' sehr undurchsichtigen Restitutionsverfahren so angewidert, daß sie es vorzogen ihre Ansprüche nicht weiter zu verfolgen. Aus diesem Verzicht und aus der Vielzahl nicht mehr auffindbarer Juden, deren enteigneter Besitz zurückverlangt werden konnte, ergaben sich eine Anzahl notorischer Nutzniesser. Zu diesen muß wohl August Fink gezählt werden, der in den Besitz der Isar-Amper Werke, einem der damals wichtigsten Elektrizitätswerke Bayerns, gekommen war, welches ebenfalls 'arisiert', also jüdischen Besitzern weggenommen worden war. Der selbe Herr hatte auch das Bankhaus Marx 'erworben', das heute unter dem Namen Merk und Fink weiterbesteht. Claus Bastian vertrat die Ehefrau August Finks in ihrer Scheidungssache gegen ihren Mann und erinnert sich, daß der damals schon äusserst wohlhabende Mann nur bereit war, seiner Frau nach der Scheidung den Betrag von dreihundert DMark monatlich für ihren Unterhalt zu bezahlen.

Im Jahre 1950 hatten sich die Beziehungen zwischen den Eheleuten Bastian abgekühlt. Claus hatte sich mit der Gräfin 'Dimby' Pianzola liiert. Diese hochgewachsene, schlanke, blonde Dame entstammte der Münchner Familie Oberhammer, die am Marienplatz das führende Textilhaus der Stadt betrieb. In den Nachkriegsjahren wurde die Firma Teil des Warenhausimperiums von Kaufhof. Die Familie spielte während langer Jahre eine ansehnliche Rolle im Gesellschaftsleben der Stadt, wo viele Künstler, Wirtschaftsführer, Politiker

und Akademiker sich in ungeregelter Runde trafen. Zu ihnen gehörte auch ein Mann, der zum Aufstieg Hitlers zur Macht eine nicht unwichtige Rolle spielte: 'Putzi' Hanfstaengl, der am Stachusplatz in München ein renommiertes Geschäft mit Kunstdrucken betrieb. Die beiden trafen auch im Haus Oberhummer zusammen trotzdem Vater Oberhummer Hitler wegen seiner schlechten Manieren als Proleten verachtete. Hanfstaengl war anfangs ein großer Bewunderer des wortstarken Volksverführers. Er reiste wiederholt in die Vereinigte Staaten, wo er es verstand beträchtliche finanzielle Unterstützung für Hitler locker zu machen. Seinen weitreichenden Familien- und gesellschaftlichen Kontakten dort, stellte er den Mann, dessen wahren Charakter er noch nicht erkannt hatte, als Beschützer der westlichen Kultur und der bestehenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung gegen die rote Flut aus dem Osten dar. Hitler war für solche Hilfe begreiflicherweise sehr empfänglich und es wurde sogar erwägt Hanfstaengl zum Aussenminister des Nazireichs zu küren. Dieser jedoch begann schon früh die hintergründigen Absichten des Diktators zu durchschauen und wendete sich von ihm ab. Er war sich auch bewußt, daß Hitler diese Entfremdung als Verrat empfinden würde und er verließ deshalb das Dritte Reich um sich in den U.S.A. niederzulassen, wo er nun begann aktiv gegen Hitler zu arbeiten, ihn so darzustellen wie er ihn, zu spät sicher, erkannt hatte. Bastian gegenüber hat Hanfstängel später, als er nach dem Krieg in seine Heimat zurückgekehrt war, eingestanden, daß seine Bemühungen für Hitler in den sogenannten Kampffahren, auch von seinem persönlichen Ehrgeiz mit motiviert gewesen waren.

20. Kapitel

Anfang der fünfziger Jahre wurde es endlich wieder möglich längere Erholungsreisen ins Ausland zu unternehmen. Die Bastians waren unter den, damals noch wenigen Familien, die es sich erlauben konnten, manchmal auch unter ziemlich großen Opfern an Komfort, den Nachwehen des mitteleuropäischen Winters zu entfliehen. Sie zog es der Sonne entgegen und so reisten sie, im Frühling nach Südfrankreich und von dort in das, damals noch sehr nach Innen orientierte Spanien, dessen Entdeckung durch den Tourismus noch bevorstand. Es begann sich jedoch herumzusprechen, daß man dort vergleichsweise preiswert Urlaub in der Sonne genießen konnte, wenn man auf haute cuisine und Luxushotels keinen allzu großen Wert legte und mühsame Anreisen nicht als allzu abschreckend empfand.

Mit einer Kinderschar, wie die der Bastians, waren solche Reisen ein großes Abenteuer, selbst wenn man sich in einem, für jene Zeit besonders großen und bequemen Fahrzeug, einem amerikanischen Chevrolet, auf den Weg machte. Claus und Maria kämpften sich gegen den furiosen Mistral das Rhonetal hinunter. Sie passierten die spanische Grenze bei Port Bou, wo sie die kalte, hügigen Prüfungen der Guardia Civil und der Zollbeamten über sich ergehen lassen mußten. Die "Straße der Tausend Kurven" führt an der Costa Brava entlang, wo der Tramontana, der grausame Fallwind von den Pyrenäen herunterstürzt und auf den holperigen Straßen, die damals noch nicht asphaltiert waren, den Insassen des Autos Furcht einjagte, die Steilküste hinunter auf die Kalksteinfelsen geschleudert zu werden. Die Schlaglöcher waren notdürftig mit Geröll gefüllt, lose Steine über die ganze Straßenbreite verstreut und selbst die weiche Federung des amerikanischen Wagens konnte die Rüttelfahrt nur schwer verkraften. Eine gedrückte Stimmung machte sich im überladenen Fahrzeug Platz. Alle waren müde bis zur Erschöpfung. Der ewig heulende Wind, die endlosen Kurven und die Einsamkeit der Straße hatten etwas fast unheimliches an sich. Stundenlang hatte man kaum ein Lebewesen gesehen, vielleicht einen gelegentlichen Bauern der auf seinem Esel dahinreitend aus seinem Bösen durch das Kommen des Autos aufgeschreckt wurde und sein Tier mit Fersentritten und Zügelreißen an den Straßenrand scheuchte. In Stundenabständen waren sie den unvermeidlichen Paaren grünuniformierter Guardia Civil, Landespolizisten, begegnet. Trotz ihrer finsternen Mienen und den Karabinern die sie auf den Schultern trugen, wurden sie weniger als eine hintergründige Bedrohung als vielmehr ein Faktor der Sicherheit empfunden. Diese traditionellen Straßenpatrouillen, die noch aus den napoleonischen Zeiten stammten - auf die auch die schwarzen, lackledernen Dreispitzhüte hinwiesen - hatten ihre Bedeutung als Schutz gegen Überfälle von Banditen und Straßenräubern wohl überdauert, doch gaben sie täglich Zeugnis ab für das wachsame Auge, den starken Arm der Regierung in Madrid, die allgegenwärtig für Ruhe und Ordnung zu sorgen beflissen war.

Spitzkehren, achterbahnähnlich an der Steilküste entlang waren selbst für den Magen lang- und weitgereister Urlauber nur schwer erträglich. Halt machen wollte man gerne, aber wo? Kein Dorf, keine flache Stelle neben der

staubigen Chaussee lud zur Rast ein. Ganz unvermittelt, an einer Stelle wo keine menschliche Behausung in Sicht war, erschien auf der linken Straßenseite ein Schild: COLERA verziert mit dem Pfeilbündel, dem Wahrzeichen der Falange, der faschistischen Partei und des Staats, der ihm seinen Namen verdankt. "Da fahren wir nicht hin," sagte Claus, "das ist sicher eine Warnung vor einer Krankheit, vielleicht heißt die Maul- und Klauenseuche hierzulande Colera. Doch die allgemeine Müdigkeit und die Klagen der Kinder überkommen das anfängliche Unbehagen. Nach kurzem Halt zur Überlegung, wird links abgebogen und über einen Schotterweg, der mehr einem trockenen Bachbett gleicht als einer Straße, entlang des 'barrancos' der nach winterlichen Regen zu einem reißenden Sturzbach wird, kamen sie in ein Dorf von wenigen Häusern, das sich entlang der Erosionshänge bis zum Meer erstreckte. Da unten war außer einem großen hallenartigen Gebäude keine Bebauung zu sehen. Die Halle selbst war fensterlos und halb zerfallen. Ein weites Tor, offensichtlich als Einfahrt für Lastwagen gedacht, erlaubte die Zufahrt ins trümmerüberstreute Innere der Ruine, deren Münde wenigstens Schutz vor dem heulenden Wind versprochen.

Spanien war Neuland für die Bastians, "Spanien ist anders", sollte später der Werbespruch für den Tourismus lauten. Die verschlossenen Linien der Guardia Civil an der Grenze hatten, zusammen mit dem diensbeflissenen Eifer der Zollbeamten, keinen einladenden Eindruck hinterlassen. Doch sie sollten bald erfahren, daß die Deutschen in Spanien nicht unwillkommen waren, man hatte auch keinen Grund ihnen etwas nachzutragen, noch nicht einmal daß sie den Krieg verloren hatten. Allgemein anerkannt und bewundert war die Schläue und das Geschick des Diktators Francisco Franco, der es verstanden hatte, den Verlockungen und nur halb verschleierte Drohungen Hitlers zu widerstehen und das immer noch unter den Wunden des blutigen Bürgerkriegs leidende Land aus dem Zweiten Weltkrieg herauszuhalten. Dem Caudillo war Gibraltar versprochen worden, das Hitlers Generäle auf dem Landweg erstürmen wollten um diesen Riegel am Eingang des Mittelmeers aufzubrechen und den Alliierten die Meerenge und die Versorgung ihrer Streikräfte im Nahen Osten zu verweigern. Natürlich rechneten sie für dieses Unternehmen nicht nur mit dem Durchfahrtsrecht durch Spanien sondern auch mit dessen logistischer und militärischer Unterstützung, denn die Felsenfestung würde ein harter Brocken sein. In einem historischen Treffen der beiden, Hitler und Franco, ging der Deutsche bis an die Grenze dessen, was zwischen den Führern zweier Staaten ohne offenes Zerwürfnis gesagt, gedroht und versprochen werden kann. Es war auch der Deutsche, der nach dem Auseinandergehen seiner Mut und Enttäuschung Ausdruck gab, daß der Mann der ihm aus der Zeit seiner eigenen Schwierigkeiten soviel Dank schuldete, sich nun geweigert hatte mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Der Südländer war es, der seine unerschütterliche Ruhe behielt, den Erfolg seiner Verhandlungsstrategie vorausgesehen, erwartet hatte und ohne sichtbare Gemütsbewegung die Situation im Sinne seines Volkes im Griff behalten hatte. Hier mag ein Wort Churchills einfließen, das er im Jahre 1942 an Präsident Roosevelt richtete: "Ich weiß nicht, ob es in Francos Spanien mehr oder weniger Freiheit gibt als in Stalins Rußland, wir können es uns nicht erlauben uns mit dem einen oder dem anderen anzulegen".

Zur Zeit dieser ersten Spanienreise der Familie Bastian hatten sich die nicht immer ungetrübten Segnungen des Tourismus noch kaum dort bemerkbar gemacht. Man fühlte sich mehr denn je von Europa isoliert, weniger durch die Pyrenäen als durch den wirtschaftlichen Boykott, den die westlichen Demokratien gegen das faschistische Regime dort verhängten. Die Spanier, so dachten dort viele, fühlte sich ungerecht dafür bestraft, daß es den 'Roten' die Stirn geboten hatte, die Ausbreitung des Kommunismus verhindert hatte, was jetzt, so schien es, die westlichen Siegermächte nun bald selbst zu tun gezwungen würden. Der Beitrag des Landes, die Entsendung der 'Division Azul' der Blauen Division an die russische Front, die dem bürgerkriegsgeprüften Land nochmals zehntausende von Toten kostete wurde ihm angelastet, Spanien als Verbündeter der braunen Mörder gebrandmarkt. Vom Welthandel abgeschnitten durch Sanktionen, auf sich selbst angewiesen, war die wirtschaftliche und soziale Genesung des Landes noch problematischer als die Europas nördlich der Berge, das doch auf Hilfe aus Übersee, dem unendlichen reichen Amerika zählen konnte. Ein autarkisches Spanien war zur Armut, zum Hinterherhinken bei der wirtschaftlichen Entwicklung der westlichen Welt verurteilt.

Erst am nächsten Morgen konnten die Bastians das Gebäude gründlich besichtigen in dessen leeren Wänden sie übernachtet hatten. Ein riesiges Loch gähnte in der hohen Decke. Offensichtlich hatten hier längere Zeit Menschen kampiert, wahrscheinlich Soldaten denen es am Nötigsten gefehlt hatte. Sie hatten jedes Stück Holz, das früher im Bauwerk gewesen war, herausgerissen und für ihre Essenszubereitung verbrannt.

Der Wind hatte sich gelegt. Das Wasser des Meeres erwies sich als erträglich warm und die Kinder konnten am Rande des Wassers losgelassen werden um den aufgespeicherten Bewegungsdrang loszuwerden und wo die Älteren auf ihre jüngeren Geschwister ein wachsames Auge halten konnten.

Claus und Maria wanderten hinauf ins Dorf um sich nach Einkaufsmöglichkeiten für die Verpflegung umzusehen. Nicht unerwartet, waren diese ziemlich spärlich: außer einem Allerweltsladen und einer kleinen Bäckerei gab es dort nichts. Der Ort hatte jedoch eine Atmosphäre der Ruhe an sich. So weit abseits der einzigen Küstenstraße war er eigentlich nicht gelegen, aber doch weit genug um die Ereignisse der großen Welt an ihm vorüber fließen zu lassen und nur gelegentlich Besucher, friedliche oder kriegsgerische, anzuziehen.

Auf dem einzigen Weg durchs Dorf begegneten die Bastians einem schwarzgekleideten, seriös aussehenden Herrn. Erst später wurde ihnen klar, daß ein großer Teil der spanischen Bevölkerung, außer ihren Arbeitskleidern, fast immer Schwarz trug, - nicht weil sie keine Farben gemocht hätten. Die Tradition wollte, daß man nach dem Tod eines Familienmitglieds schwarze Kleidung anlegte, - je näher die Verwandtschaft, je länger mußte man, der sonst drohenden Kritik der Mitmenschen wegen, schwarz tragen. Sieben Jahre für Ehefrau oder Gatten, drei oder vier Jahre für Eltern oder Kinder, ein bis zwei Jahre für Bruder oder Schwester, mindestens ein Jahr für Onkel oder Tante. Bei den dort noch immer sehr zahlreichen Familien konnte kaum ein Jahr ohne einen Todesfall vergehen, ohne 'luto', der Trauerzeit.

Bastians richteten sich nun in französischer Sprache an den Herrn der ziemlich einsam die Straße herunterkam, denn sie wußten, daß in Catalonien so nahe der französischen Grenze, Allen die eine Schulausbildung genossen hatten, Französisch wenn nicht geläufig, doch mindestens verständlich war. Claus erkundigte sich nach dem Eigentümer der Halle unten am Meer und war nicht wenig überrascht als ihm geantwortet wurde: "Sie meinen den alten Fischmarkt, ja zufällig bin ich der Beauftragte des Eigentümers." Ob die Ruine wohl zu verkaufen sei, fragte Claus. Ja, wurde ihm gesagt, darüber ließe sich wohl reden denn so wie sie jetzt dastehe, jeder könnte sehen, daß man viel investieren um sie wieder brauchbar zu machen. Der Preis der dann genannt wurde, entsprach etwa fünftausend Dmark und schien Claus akzeptabel. In seinem Geist bot sich das Gebäude als Malerstudio an, denn das große Loch im Dach, durch das viel Licht einströmte konnte, mit einem Glasdach versehen, ideale Bedingungen für einen bildenden Künstler schaffen und gleichzeitig konnte ein geräumiges Ferienhaus für die große Familie daraus gemacht werden, am Meer, mit Sonne und Ruhe, fern des städtischen Trubels.

Visitenkarten wurden ausgetauscht und, nach der Rückkehr ins geschäftige München bahnte sich ein Briefwechsel an, der einige Wochen später zu einem Treffen in Genf führte, bei dem der Kauf abgeschlossen werden sollte. Nun stellte sich zunächst heraus, daß der Preis sich verdoppelt hatte, zehntausend Mark sollte das Grundstück nun kosten. Claus war vom Temperament her nicht geschaffen lange zu feilschen - der Zwischenfall mit dem halbierten Honorar des Herrn Moische "muss genügen" hat uns das schon angedeutet, - besonders wenn es sich um sein eigenes Geld handelte. Für Mandanten konnte er kämpfen soviel nötig war, wenn es um seine eigenen Interessen ging war er sehr flexibel, um nicht zu sagen lasch.

"Also gut, sagte er, dann wollen wir das Geschäft notariell beurkunden". Der Verkäufer wollte jedoch von einem Gang zum Notar nichts wissen. Sein Wunsch war die zehntausend Mark zu kassieren, dann würde er sich um die Formalitäten bei dem zuständigen Grundbuchamt kümmern und die Eintragung auf Bastians Namen veranlassen. Claus hatte gut versuchen ihm zu erklären, daß es für einen deutschen Juristen einfach undenkbar sei ohne irgendwelche Sicherheit dafür zu haben, daß das Grundstück frei und unbelastet auf ihn übergehen würde, den Kaufpreis auszuhändigen. Der Spanier wollte davon nichts wissen. Auf die Frage, welche Garantie Claus denn habe, daß der Kauf rechtmässig durchgeführt werden würde, antwortete er nur "Ihre Garantie, mein Herr ist, ich bin Spanier!" Bastian war sprachlos und entwaftet auf einmal - und sagte zu Allem ja.

Heute gesteht er, daß er schon etwas überrascht und noch viel mehr erleichtert war, als sein Grundstückskauf wenig später beurkundet und notariell besiegelt wurde.

21. Kapitel

Ein Ereignis des Jahres 1950 hatte dem Leben Dr. Bastians eine völlig neue Wende gegeben. Sein Schwager, der Kunstmaler Flechtner war in Utting am Ammersee gestorben. Aus seinem Nachlaß hatte die Witwe ihrem Bruder Claus Farben, Tusche, Zeichenpapier und andere Malereizubehör geschenkt. Diese Gabe wurde zunächst nicht allzusehr beachtet und geschätzt, kam sie doch von dem Mann der ihm nicht helfen wollte, als er im Dachauer Konzentrationslager saß, der noch 1943 an Hitlers Sieg geglaubt und auf diesen gehofft hatte: als Claus ihn warnte, er solle doch nicht so dumm sein und sich zum Ortsgruppenleiter der Partei in Utting machen lassen, denn der Krieg sei ja schon verloren, hatte Flechtner ihm geantwortet: "Ihr werdet es alle noch sehen, wir werden noch im Sekt baden!".

Langsam jedoch, aus einer inneren Unruhe heraus, die ihn sein Leben lang begleitet hatte und es auch heute noch tut, fingen die Werkzeuge des Künstlers an, eine unwiderstehliche Faszination auf ihn auszuüben, die ihn dazu führte, daß er begann Bilder, die ihm schon seit Langem vor dem geistigen Auge schwebten, zu Papier zu bringen. Er hatte nie Zeichenunterricht genossen, wenn man von den gelegentlichen Stunden seiner Schulzeit absieht, die der handwerklichen Seite dieser Kunst gewidmet waren. Seine Hände schienen jedoch prädestiniert den Befehlen seiner optischen Vorstellungen und Wahrnehmungen zu folgen und mit jedem Versuch entsprachen die Bilder auf dem Papier entstanden immer mehr den Eindrücken die sich seinem Gedächtnis eingeprägt hatten, die wiederum seinen tiefsten Gefühlen Ausdruck gaben, von diesen emotionell gestaltet, verwandelt und überlagert. Je näher er dem Ziel kam, das was ihn bewegte, was sich an Eindrücken in ihm angesammelt hatte und noch in sein Bewußtsein einströmte, auf dem Papier zum Ausdruck zu bringen und festzuhalten, umso mehr faszinierten Claus Bastian die Werkzeuge, die ihm als Ausdrucksmittel dienten, umso intensiver beschäftigte er sich ihnen. Vom reinen Schwarz-Weiß, das seinem zum absoluten neigenden, kompromisslosen Charakter anfänglich wohl am besten entsprach, von den Linien die Gestalt und Bewegung andeuteten, reifte sein Ausdrucksbedürfnis zur Schattierung, die dem Licht und Schatten seines Gemüts und seines Empfindes die Nuancen gaben, sie präzisierten. Der Absolutismus wich dem Wissen um die Gradskala die zwischen den Extremen der Emotionen in uns Allen fast übergangslos von Gut zu Böse, von Wohlfühlen über die Toleranz zur tiefen Abneigung führt.

Bald genügte die kompromisslose Zweifarbigkeit, oder vielmehr die pure Licht- und Schattenlogik der Tusche nicht mehr seinem Streben nach der subjektiven Wahrheit. Er brauchte die gesamte Farbskala um sie zum Ausdruck zu bringen und die Wasser- und Ölfarben seines verstorbenen Schwagers führten, verführten ihn zu immer komplexeren Experimenten. Im Haus der Schackstraße No.1 befand sich im Obergeschoß ein Maleratelier, das sich die Prinzessin Pilar eingerichtet hatte, selbst eine talentierte Künstlerin, die es Bastian gern gestattete dort seiner neuen Neigung zu frönen. Dort verbrachte er häufig die ersten wachen Stunden des Tages an der Stafflei, um erst nachdem er seinem bildnerischen Schaffensdrang freien Lauf gelassen hatte, in seinem Büro tätig zu werden, dem ihm immer lästiger werdenden Beruf der täglichen, oft harten Auseinandersetzung zwischen Gegensätzen die vereinbart werden mußten, nachzugehen.

Es war unvermeidlich, daß die erwachenden künstlerischen Energien dieses Mannes nicht mit der zwei-dimensionalen Darstellung alles dessen, zufrieden waren, was ihn bewegte und nach Ausdruck verlangte. Im Keller des gleichen Wohnhauses fand er Platz ein Bildhaueratelier einzurichten in dem er lernte die ungestümen Gefühle, die er plastisch sichtbar machen wollte, so im Zaum zu halten, daß seine Hände behutsam den Meisel führen konnten. Auch hier hatte er keinen Lehrmeister, - er mußte sich das Handwerkliche der Bildhauerei autodidaktisch, aus Mißerfolg und langsamem Fortschritt selbst erarbeiten. Auch hier bleibt er ein Mann der Kompromisslosigkeit. Die menschliche Figur, gesichtslos wo nur die Geste Bedeutung hat, mit den primitivsten Zügen des gerade noch Menschseins ausgestattet, jedoch von den niedrigen Gefühlen geprägt, die verwerfliche Taten und Gedanken - oder Gedankenlosigkeit - zulassen, die der Humansist urteilt, Bastian hat sie erfaßt. Wie ein Mahnmal an zukünftige Generationen von Beschauern, hat er den Schmerz und die Trauer die die Leiden seiner

Zeit in ihm wachriefen, nicht durch Figuren symbolisiert sondern durch sie lebendig gemacht. Wenn sich, von denen hier er gezielt so anprangert, der eine oder andere in den Bildern und Skulpturen wiedererkennen sollte - eine Selbst-erkenntnis die Bastian sicher für unwahrscheinlich ansieht, - würden sie ob der glühenden Empörungskraft des Künstlers vor Furcht erstarren. Nicht zuletzt sollte ihnen der Kontrast zu den wahren Menschen, die er immer wieder als Kontrapunkt zum Bösen in seinen Werken mit Leben lüsst, zur Erkenntnis des erbarmungslosen Werturteils verhelfen, das Claus Bastian hier in Form und Farbe zum Ausdruck bringt.

22. Kapitel

Die Bastians waren nun Eigentümer eines Grundstücks von etwa tausend Quadratmetern direkt an der Küste, der Costa Brava, von Colera auf dem eine fast völlig verfallene Fischhalle stand. Diese sollte in eine Ferienwohnung verwandelt werden, ein Vorhaben, das aus der Ferne mit nicht unerheblichen Problemen verbunden war. Ohne die tatkräftige Hilfe des Herrn Nadal, demselben, den sie am ersten tag ihres Aufenthalts im Dorf getroffen hatten, wäre das Projekt wohl ziemlich aussichtslos gewesen. Sr. Nadal, so stellte sich heraus, war, was man in Spanien einen "cazique" nennt. Das Wort ist arabischen Ursprungs und wird für einen wichtigen, einflußreichen Mann, den es an jedem Ort gibt, gebraucht. Mit seiner Hilfe kann man so ziemlich alles erreichen, gegen seinen Willen, sollte man das Pech haben ihn sich zum Feind gemacht zu haben, geht nichts. In der Codega beim Aperitif macht der Cazique eine abfällige Bemerkung über die mißliebige Person und die Runde hat verstanden. Dem Geächteten wird, wohin er auch kommt, die kalte Schulter gezeigt. Seine Gesuche an den Bürgermeister, der mit dem Caziquen weder identisch noch verwandt oder persönlich befreundet sein muß, bleiben liegen, verschwinden im Papierwust oder im Papierkorb. Braucht er Hilfe von der Polizei wird er lange warten müssen, bis überhaupt jemand kommt und ihn zuhört. Handwerker und Arbeiter lassen sich lieber den Verdienst entgehen als sich gegen den unausgesprochenen Willen des Caziquen dem Unliebsamen zu Verfügung zu stellen. Selbst die Kinder des Dorfes können ungestraft ihren Schabernak mit ihm treiben, vom stillen Lächeln ihrer Eltern begleitet.

Sr. Nadal jedoch war den Bastians wohlgesinnt. Zweifellos hatte er seinen Vorteil aus der Vermittlung des Verkaufs der Fischhalle gezogen. Sicher dachte er auch, das die Ausländer, - wenigstens im Vergleich zu den Bürgern Coleras - wohlhabend seien und Geld ins Dorf bringen würden, das dort dringend gebraucht wurde, denn vom Fischfang und den kargen Gärten und Feldern war es schwer den Lebensunterhalt zu bestreiten. Aber im Grunde war er ein spanischer Caballero. Der Mann von Stand in Spanien bewegte sich zu Pferd fort und wurde deshalb als Reitersmann bezeichnet um ihn vom gewöhnlichen Fußvolk zu unterscheiden. Dieser Stand brachte Verpflichtungen mit sich: Ehrlichkeit, Großzügigkeit, Hilfsbereitschaft, Gastfreundschaft. Wenn nun Sr. Nadal seinen Einfluß und seine Zeit verwendete um die Pläne der Bastians voranzubringen, so wäre er zu tiefst beleidigt gewesen, hätten sie versucht ihm dafür eine Vergütung zu bezahlen. Sie waren nun seine Freunde und ein Caballero tut Alles für seine Freunde. Er beschaffte Handwerker und Materialien, bezahlte diese auch aus eigener Tasche wenn die Bastians gerade am Zahltag nicht anwesend waren und legte peinlichst genaue Belege und Quittungen für alle von ihm ausgelegten Beträge vor.

Wochen- und monatelang mußte in geflochtenen Körben Schutt aus der Halle getragen werden. Die Peones, die ungelernten Arbeiter schaufelten Steine und Mörtel vom Boden in die Tragen die dann ins Meer geleert wurden. Dann ging es an die Aufbau und Ausbauarbeiten. In das Loch im weiten Spann der Hallendecke wurde ein Glasdach eingebaut. Neue Türrahmen und Türen, neue Fenster mußten vermessen, bestellt, gefertigt werden. Ein Badezimmer und die Schlafräume die über eine Treppe nach oben zu erreichen waren, mußten geschaffen werden und natürlich, eine Küche zur Verpflegung der zahlreichen Familie.

Trotz Nadals unermüdlicher Hilfe war es ein langwieriges Vorhaben das aber im zweiten Jahr nach dem Kauf soweit gediehen war, daß Bastians ein Ferienhaus unter südlichem Himmel ihr Eigen nennen konnten wo sie jahrelang Erholung und Entspannung fanden und wo Claus einen Teil der Entfaltung seines künstlerischen Schaffens erlebte.

Erst die Tragödie, die dort die Familie Bastian befiel, der Tod durch Ertrinken ihres ältesten Sohns, der einem Tauchunfall zum Opfer fiel, ein Unfall der sicher vermeidbar gewesen wäre, führte zum Bruch zwischen Claus und dem Ort, den er so lieb gewonnen hatte. Er selbst war nicht dort als sich

das traurige Ereignis zutrug er wollte aber dann auch nicht mehr dorthin zurück. Er übereignete den Besitz seinen überlebenden Kindern, die, Ende der siebziger Jahre, die ehemalige Fischhalle und das Grundstück verkauften. 76

23. Kapitel

Zur Zeit des Todes ihres Sohns in den Wellen vor Colera, bestand die Ehe der Bastians nur noch auf dem Papier. Diese beiden Menschen, jeder eine starke Persönlichkeit auf seine eigene Weise, hatten sich auseinander gelebt. Die Anfälligkeit Claus Bastians für schöne Frauen hatte eine ausschlaggebende Rolle gespielt und die häufigen, langen Trennungen, zuerst durch die kriegsbedingten Ortsveränderungen, dann durch Bastians bewegtes Berufsleben, waren einem geordneten, häuslichen Leben nicht zuträglich. Sie hatten, im Gegenteil dazu beigetragen, daß er der seinem Temperament innewohnenden Neigung nach Eroberungen ziemlich ungehindert nachgehen konnte. Maria war nicht die Frau Pecadillos gleichgültig hinzunehmen. Sie fand den Weg die Trennung de facto so lange durchzustehen bis andere Umstände, - im wahrsten Sinn des Wortes - eine de jure Trennung erforderlich machten.

Bezeichnend für Claus Bastian ist seine noch heute expliciter ausgedrückte Abneigung gegen jede Art der Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit. Das Gefühl nicht Herr über seine eigene Marschrichtung zu sein, im rein materiellen, wie auch im ideellen Sinn, war und ist ihm unerträglich. Er scheint eine Überempfindlichkeit gegen jede Form der Beeinträchtigung seiner Unabhängigkeit entwickelt zu haben, die sich in seinen Beziehungen zu Frauen besonders destruktiv auswirken konnte. So sehr er Frauen liebt, auch heute noch, so sehr er sich wünscht dauerhafte, tiefgründige Beziehungen zu erleben, ebenso erkenntlich ist sein Zurückschrecken, sein igelartiges Auf-sich-selbst, In-sich-selbstzurückziehen, wenn er die gängelten Zügel einer besitzergreifenden Frau zu spüren glaubt. Er gibt Alles von sich selbst, rückhaltslos, und erwartet dies von seinen Partnern ebenso aber diese müssen ihn nehmen wie er ist, mit seinen Eigenheiten, seinen Vorurteilen und seiner mit mancher Marotte behafteten Lebensweise.

19. Kapitel

Nicht alle Mandate die Dr. Bastians Kanzlei angetragen wurden waren, jedenfalls von der Rechtslage her, so einfach wie das, immerhin aus persönlichen Gründen komplizierte, Philip Rosenthals. Durch einen der undurchsichtigsten Fälle, die Claus je zu bearbeiten hatte wurde gerade dieses, für seine Kanzlei so wichtige Mandat, für ihn zu einer schweren Enttäuschung, aus Gründen die er in keiner Weise beeinflussen konnte.

Eines Tages erbat und erhielt ein amerikanischer Zivilist namens Severn einen Termin bei Claus. Mr. Gerald - kurz Gerry genannt - Severn war russischer Herkunft und eng verwandt mit einer bekannten Größe des Moskauer Theaters aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Außerdem hatte er verwandtschaftliche Beziehungen zu einer Familie russischer Emigranten, die sich vor den kommunistischen Revolutionären nach England gerettet hatten. Diese Alexejevs waren, so erzählte Severn, vor 1918 die wohl bedeutendsten Wollhändler des Zarenreichs gewesen. Sie hatten ihre eigenen Frachtschiffe auf denen sie volle Ladungen von Wolle in die ganze Welt, jedoch hauptsächlich nach England verschifften. Als die Oktoberrevolution ausbrach, befand sich eines dieser Schiffe auf hoher See und konnte so dem Zugriff der Roten entzogen werden. Schiff und Ladung wurden nach England beordert und dort versteigert. Der Erlös sei in der Größenordnung von einer Million Goldpfunden gewesen, also demals etwa 20 Millionen Goldmark. Das Geld sei auf der Bank of England als beschlagnahmtes Vermögen deponiert worden und es hätte sich seit jenem Jahr 1917 um ganz beträchtliche Zins- und Zinseszinserträge vermehrt. Dieses Vermögen war zum Streitobjekt zwischen der Sowietregierung und der königlich britischen Regierung geworden. In England lebte noch ein Nachkomme des Namens Alexejev, der jedoch in diesem Streit keinen Einfluß nehmen konnte, aber auch ein Mann der früher als Buchhalter und Prokurist im Handelshaus der Wollhändler gearbeitet hatte, namens Telepnef, der sich mittlerweile durch den Zusatz 'de' vor seinem Familiennamen wohl eigenhändig geadelt hätte. Letzterer hatte eine gültige Vollmacht der Familie Alexejev in Händen, die ihn zur Verfügung über Konten und Vermögen seiner Auftraggeber ermächtigte. Aufgrund dieser Prokura habe er es mehrmals fertiggebracht, große Beträge aus dem beschlagnahmten Vermögen der Familie Alexejev frei zu bekommen, sie sich unrechtmäßigerweise anzueignen und damit aus England zu verschwinden. Severn sagte, er habe Telepnefs Aufenthalt in Holland nach dem Krieg ausfindig gemacht. Er habe ihn in seiner Uniform als Offizier der U.S. Armee dort aufgesucht und ihn wegen der veruntreuten Gelder der Alexejevs unter Druck gesetzt. Es schien Claus, daß Severn von dem ehemaligen Buchhalter erhebliche Summen erhalten haben müsse, sei es als Rückzahlung oder als Schweigegeld mag dahingestellt sein, jedenfalls stellte Bastian fest, daß sein Mandant im Hotel Bayrischer Hof in großem Stil lebte und - laut vertraulicher Bankauskünfte - viel Geld, etwa 600 Mark täglich, verbrauchte.

Claus, obwohl in vieler Hinsicht Romantiker, ja vielleicht Träumer, war in seinem Berufsleben strikter Realist und konnte den Erzählungen Severns zunächst kaum Glauben schenken. Dieser jedoch besuchte ihn immer wieder und dabei kamen wiederholt neue und abenteuerliche Geschichten zur Sprache. Eines Tages nun übertrug er Dr. Bastian das Mandat die Rückerstattung der Aktienmehrheit bei der Firma Steatit in Fürth für ihn und den Herrn de Telepnef zu betreiben. Er habe mit diesem eine Übereinkunft getroffen und sie wollten nun gemeinsam die Rückgabe des Aktienpakets einklagen. Diese Firma stellte aus dem gleichnamigen Material, das in vieler Hinsicht dem Porzellan überlegen sein soll Isolierteile für die Industrie der Energieversorgung, des Fernmeldewesens und ähnliche Gerätefabrikanten her. Den Anspruch auf Rückerstattung begründeten sie damit, daß Telepnef während der Nazi Herrschaft in den Jahren 1936/37 die Aktien über das Bankhaus Lenz erworben habe. Lenz, der dank seiner engen Verbindungen zu führenden Persönlichkeiten des Naziregimes große Geschäfte gemacht haben, ja sogar mit Himmler persönlich Banktransaktionen vorgenommen haben soll, hätte Telepnef, nachdem dieser die Aktien erworben hatte, als Freimaurer denunziert. Die Freimaurerei war eine der von den Nazis am meisten gehassten und verfolgten Vereinigungen, sie wurden als Volksfeinde verschrien. Da die Steatit bedeutende Aufträge von dem Beschaffungsamt des Heeres bekam und ausführte, konnte Lenz die Behörden überzeugen, daß es den nationalen Interessen widerspräche einen Volksfeind in einer solchen Gesellschaft zu belassen. Die Parteiorgane sorgten dann auch dafür, daß Telepnefs Aktien enteignet wurden und Lenz sie sehr billig erwerben konnte. Die Enteignung aus politischen Gründen konnte also einwandfrei

belegt und der Anspruch auf Rückerstattung untermauert werden. Eine Komplikation ergab sich aus der Tatsache, daß Telepnef, seinerseits, die Aktien gegen sogenannte Sperrmark gekauft hatte, die er in Zürich gegen harte Währung erworben hatte. Die Sperrmark war eine Erfindung des damaligen Vorsitzenden der Reichsbank, Schacht, die dazu dienen sollte, die Kapitalflucht aus Deutschland zu unterbinden. Sie durfte innerhalb des Reichs nicht als offizielles Zahlungsmittel verwendet werden und wurde deshalb im Ausland nur zu etwa 20% ihres Nennwerts gehandelt. Die Verhinderung der Ausfuhr von Devisen war natürlich in der Hauptsache gegen die Juden gerichtet, die durch die Emigration Sicherheit und Zuflucht im Ausland suchten und anfangs noch ihr Geld in der Form von Sperrmark mitnehmen durften - was einer Enteignung von 80% ihres Vermögens gleichkam. Der illegale Export von Kapitalien, z.B. in Form von Banknoten, wurde im Jahre des Erlasses der berühmten Nürnberger Gesetze mit der schwersten, der Todesstrafe bedroht. Nachdem eine kurzfristige Amnestie für dieses 'Vergehen' bekannt gegeben wurde, flossen viele Millionen wieder ins Reich zurück, da keiner sicher sein konnte, daß er nicht von einem Bankangestellten oder sonst ihm übelgesinnten, denunziert und verurteilt werden könnte.

Claus beschäftigte sich intensiv mit dem Steatit-Fall, der schließlich vor der Wiedergutmachungskammer des Gerichts in Führt zur Verhandlung kam. Aus dem sehr positiven Verlauf des Verfahrens, schloß Dr. Bastian, daß das, innerhalb von zwei Wochen zu ergehende Urteil zu Gunsten seiner Mandanten ausfallen würde.

Gerade zu diesem Zeitpunkt entwickelte sich, ohne jedes Zutun von Claus, eine für ihn folgenschwere, sprich kostspielige Situation. Gerry Severn war ein großer stattlicher Mann mit weltmännischem Auftreten, der es wußte auf Frauen guten Eindruck zu machen und der nie abgeneigt war, neue Eroberungen zu machen. Es war fast unvermeidbar, daß er, früher oder später, mit Philip Rosenthal und auch dessen Gattin in Bastians Kanzlei zusammentraf, da der Selber Industrielle dort fast täglich ein und aus ging. Jane Rosenthal war die Tochter eines britischen Bankiers, die Philip während seiner Emigration in England kennengelernt und geheiratet hatte. Jane war eine auffallende Erscheinung, hoch gewachsen, schlank und im modernsten Stil gekleidet. Severn konnte mit Sicherheit der Versuchung nicht widerstehen, seine Verführungskünste an ihr zu erproben. Dabei wurde er durch die nicht gerade verwöhnende Behandlung begünstigt die Rosenthal seiner Frau angedeihen ließ. Sie wohnte in einer Einzimmerwohnung in Sölln, die so einfach war, daß die Bibliothek an die Wand gemalt war und wo sie oft und lange Zeit sich allein aufhalten und die Zeit mit Handarbeiten vertreiben mußte. Frau Maria Bastian empfand Bedauern für die junge Frau von deren außergewöhnlicher Erscheinung auch Sie nicht unbeeindruckt bleiben konnte. Sie nahm sich ihrer an, indem sie sie gelegentlich auf den Hof in Going einlud wo sie auch öfters übernachtete. Jane passte wohl kaum in die ländliche Atmosphäre Tirols, nicht nur wegen ihrer Garderobe sondern auch wegen der übertrieben dick aufgetragenen Schminke - die sie eigentlich gar nicht zu ihrer Verschönerung benötigt hätte. Leider unterließ sie es meistens sich vor dem Schlafengehen abzuschminken, sodaß sie, zum Leidwesen der Gastgeberin, farbenfreudige Spuren auf den Kopfkissen zurückließ.

Man kann sich unschwer vorstellen, daß selbst diese Abwechslung in den Bergen für Jane Rosenthal keine allzugroßes Vergnügen darstellten und es ist deshalb vielleicht begreiflich, daß sie bei Severn Abwechslung und Selbstbestätigung suchte, der außer seinem guten Aussehen auch Witz und Unterhaltertalent besaß. Was als Flirt begann endete in einer gemeinsamen Reise nach Kitzbühel wo das Paar im Grand Hotel wohnte und es sich gut gehen ließ.

Claus war gerade in Juan les Pins zu Besuch bei der Gräfin de Beurges um mit ihr Einzelheiten des Rückerstattungsverfahrens der Rosenthals zu besprechen, als ihn dort, im schloßartigen, im maurischen Stil erbauten Landhaus der Gräfin ein Telegramm Philipps mit der umwerfenden Nachricht erreichte er habe soeben den Herrn Gerry Severn in Bastians Kanzlei verprügelt.

In seine Kanzlei zurückgekehrt, mußte Bastian feststellen, daß dort tatsächlich eine wilde Schlägerei zwischen seinen beiden Mandanten stattgefunden hatte, bei der ein Teil des Kanzleimobiliars zertrümmert worden war. Wäre Frau Gretel Jantzen nicht unter beträchtlichem Risiko selbst zu Schaden zu kommen, dazwischen gefahren um die Kampfhähne zu trennen, wäre die Sachbeschädigung sehr wahrscheinlich in schwere Körperverletzung ausgeartet.

Die gewaltsame Auseinandersetzung zwischen den Rivalen führte jedoch, wie kaum anders zu erwarten war, nicht zu einer Lösung der Probleme